Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Die Sünderin ohne Schuld

Rassow, Fritz

Bremen, [1903]

urn:nbn:de:gbv:46:1-4257

Visual Library

~~Brem. 6. 1652~~

DIE SÜNDERIN OHNE SCHULD.

VON

FRITZ RASSOW.

MIT BUCHSCHMUCK

VON EDM. SCHAEFER.

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

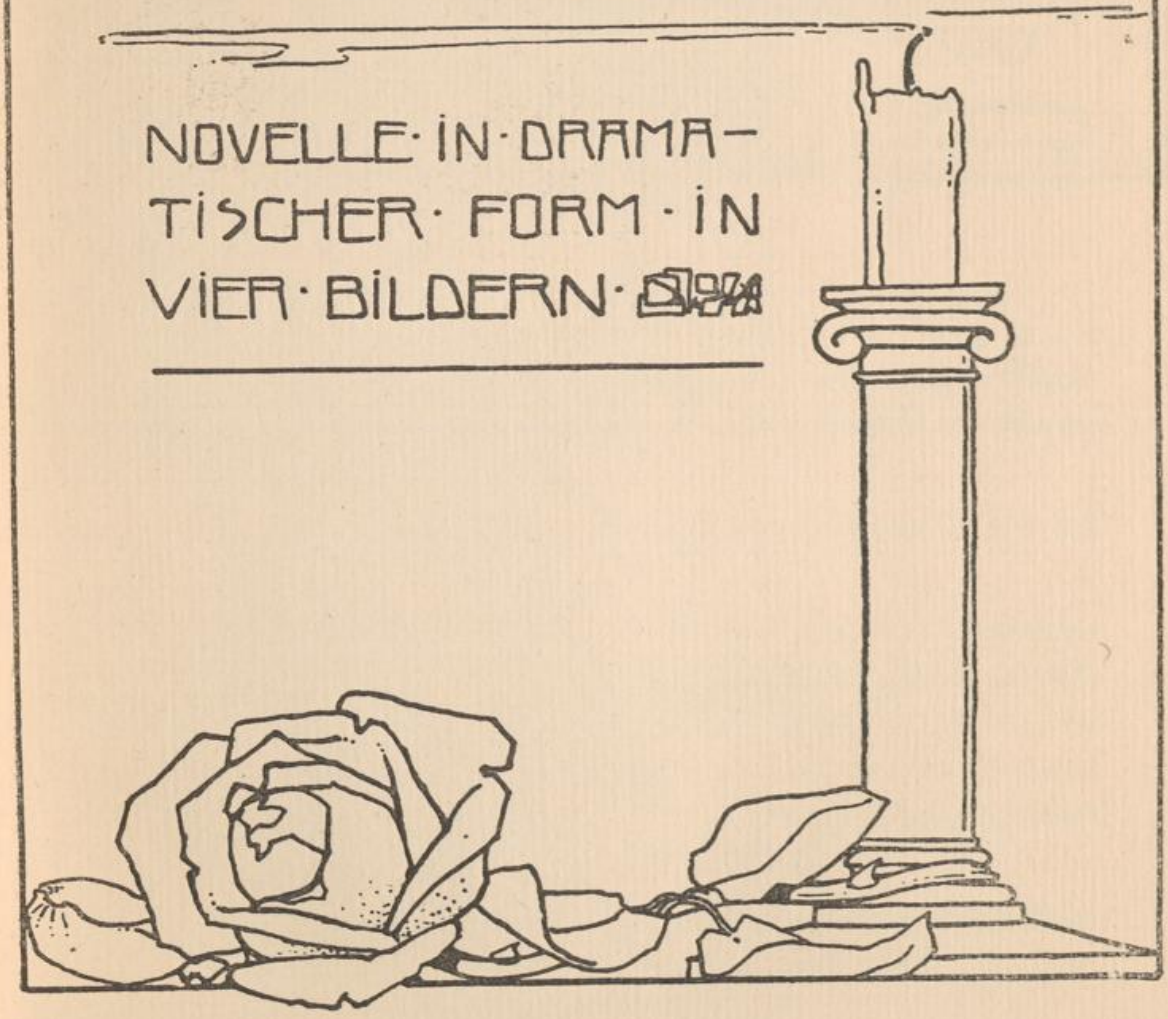
VERLAG
G. A. v. HALEM, BREMEN.

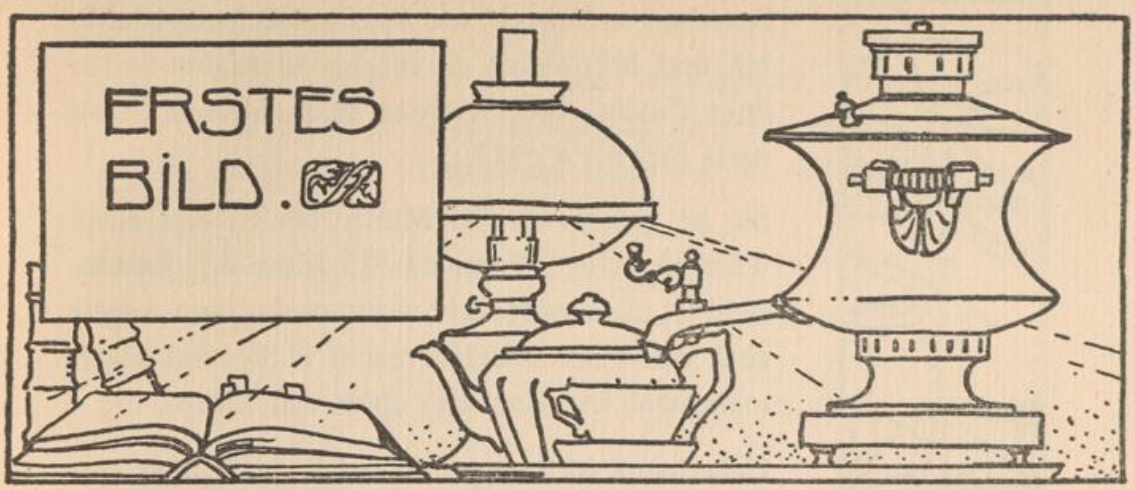
1903

V
bre
713
rast
534
Universitätsbibliothek Bremen
AZ 0724

-Die · Sünderin · ohne · Schuld.-

Novelle · in · dramatischer · Form · in vier · Bildern ·





Es ist das Zimmer der Mutter Emilia. Man sieht es der dunkelen einfachen Einrichtung, den hochlehnigen Plüschsesseln, den altmodischen Fenstervorhängen an, dass sie mit Erinnerungen geladen sind.

Auf dem runden Tisch neben dem Samovar steht eine Lampe mit grünem Schirm.

In der linken Sophaecke *Mutter Emilia* über eine Wollstickerei gebückt. Sie ist 58 Jahre, ihre Gestalt mittelgross, etwas gebeugt, fast dürr. Ihre Gesichtszüge haben einen vornehmen Schnitt, ihr Haar ist ganz weiss. Ihre Augen bekommen nur in gewissen Momenten einen lebhaften Glanz. Der Mund ist etwas eingefallen und hat an den Winkeln scharfe Sprechfurchen.

Ihr schräg gegenüber sitzt in einem Armsessel ihre Tochter *Maruschka*. Sie hat ein gefülltes Theeglas in der Hand und wiegt sich beim

Sprechen unbewusst wie in einem Schaukelstuhle hin und her, indem sie mit der äussersten Spitze ihres Fusses ihrem Körper einen kleinen Stoss nach rückwärts giebt.

Sie ist grösser als die Mutter, weich und nicht übervoll in den Formen. 25 Jahre alt. Ihr Gesicht ist blass, aber nicht ausdruckslos, ihre Augen sind von einer undefinierbaren Farbe und liegen manchmal wie versteckt unter den Lidern.

Ueberhaupt ist ihre ganze Gestalt durchzittert von Nervosität, die sie den Gegenständen, die sie berührt, mitzuteilen scheint.

Nur in wenigen Momenten des Ausruhens nehmen ihre Glieder jene bequeme Lässigkeit an, die man bei jungen Frauen findet. Ihre Schönheit liegt in den schweren dunkelblonden gewellten Haaren und den schmalen ringbesetzten Händen, was sie wohl weiss. —

Maruschka, ihre Stimme hat einen weichen anschmiegenden Klang, dessen leises Tönen sehr sympathisch wirkt:

Wann kommt er denn endlich, Dein Advokat?

Mutter Emilia:

Er kann noch garnicht da sein, Kind. In zehn Minuten, denke ich.

Maruschka, gähnend:

Warum liessest Du mich auch nicht einfach den Tschoboruff nehmen. Er wäre mindestens zwei Stunden zu früh gekommen. — Und dann hätten wir mit ihm immer etwas zum Lachen gehabt.

Mutter Emilia, fast bekümmert:

Zum Lachen?

Maruschka:

Warum nicht zum Lachen, — wenn es doch einmal soweit ist.

Mutter Emilia:

Ich mag ihn nicht. Er parfümiert sich.

Eine einschläfernde Pause. Der Samovar singt. Man hört den Schnee gegen die Fensterscheiben rieseln.

Maruschka:

Willst Du eigentlich Alles mit anhören, oder —

Mutter Emilia:

Weshalb denn nicht?

Sie sieht von ihrer Arbeit auf.

Warum sollte ich Dich denn mit dem Rachmanoff allein lassen? Du wirst ja selbst kaum — — —

Wieder weiter arbeitend.

Ueberhaupt wirst Du es ihm auch garnicht klar machen können, — — in Deiner verschwommenen Art —! —

Maruschka:

Oh, er wird mich schon verstehen. Wer mich verstehen will, kann es immer.

Mutter Emilia:

Julien hat es nicht gekonnt.

Maruschka, ihren Thee schlürfend:

Warum hat er mich geheiratet.

Wieder eine Pause.

Mutter Emilia:

Willst Du nicht ein paar Scheite in den Kamin legen. Ich möchte nicht erst nach Andrä klingeln.

Maruschka, setzt ihr Theeglas auf den Tisch, steht langsam auf, geht nach hinten und legt ein Scheit nach dem anderen ins Feuer. — Ihre Bewegungen haben etwas biegsam Katzenartiges. — Dann starrt sie lange in die Flammen.

Wie das frisst! — Darin ist noch Temperament!

Mutter Emilia, betrachtet sie kopfschüttelnd:

Wie Du dastehst! Als ob Dich Alles nichts anginge. — Und der Skandal? — das Aufsehen? — Ich komme immer noch nicht darüber hinweg.

Maruschka, geht schläfrig zu ihrem Sessel zurück:

Das Aufsehen? — Die Gesellschaft? — Was soll mir das? Es ist ja Alles eine Affenkomödie!

Langsam.

Kommt nur darauf an — wer den Mut hat — nicht mehr mitzumachen.

Mutter Emilia, seufzend:

Kind! Kind!

Maruschka:

Wenn er mich nur nicht so ausfragt, dieser Rachmanoff. So — mit Notizbuch und Bleistift in der Hand, — jede Antwort stenographierend. Das nähme mir jede Freiheit. Ich glaube, ich könnte ihm dann keinen Ton antworten!

Mutter Emilia:

Nun, fragen muss er doch schon. Ueberhaupt — — —

Andrä tritt ein und meldet:

Herr Advokat Rachmanoff!

dann ab.

Rachmanoff tritt ein. Er ist schlank, nachlässig elegant gekleidet. Seine Augen funkeln seltsam. Er trägt einen schwarzen Spitzbart:

Meine Damen!

Man begrüsst sich. Rachmanoff sitzt zwischen der Mutter und Maruschka, etwas zum Kamin hin, sodass sein Gesicht wenig beleuchtet ist.

Rachmanoff, seine Stimme ist angenehm, nie laut, eher etwas zu leise. Sie hebt sich in Augenblicken, in den man es nicht erwartet hat. Ueberhaupt ist manchmal in seiner Sprechweise etwas, das auf den Gedanken kommen lässt, er meine etwas Anderes, als was er spreche. Er ist wie ein Brief, bei dem man zwischen den Zeilen liest:

Zuerst möchte ich die Damen bitten, zu thun, als ob ich nicht wegen des Falles hier wäre. Erzählen Sie, was Sie wollen. Vielleicht können Sie auch gleich beginnen — ganz wie Sie wollen.

Maruschka, ihn betrachtend:

Sie wollen uns nicht ausfragen?

Rachmanoff:

Nein, ich frage nicht aus. Ich brauche es nicht.

Mutter Emilia:

Warum nicht? — Ihr Beruf denke ich — —

Rachmanoff:

fordert es! Ja! Manchmal ja! Aber in solchen — — hier, meine ich, thue ich es nicht! Ich werde Ihnen nur zuhören. Ich wusste das schon gleich, wie ich eintrat.

Maruschka, ihn immer aufmerksam im Auge behaltend:

Sonderbar.

Mutter Emilia, etwas ungeduldig:

Aber so kommen wir nicht vom Fleck. — Es wird das Beste sein, Herr Advokat, ich lege Ihnen Alles vor, — alle Thatsachen. Klar, wie ich sie gesehen habe. Denn ich bin die Einzige, die bei Allem klar gesehen hat. Von Anfang an.

Maruschka lehnt sich schweigend in den Sessel zurück. Sie hat einen ganz feinen spöttischen Zug um den Mund.

Rachmanoff.

Also ganz wie Sie wollen, gnädige Frau!

Mutter Emilia:

Sie wissen, dass Julien Merculier, der Mann meiner Tochter, eine Scheidungsklage eingereicht hat, und zwar weil — etwas bitter.

nun natürlich wissen Sie. Es weiss ja ganz Petersburg.

Rachmanoff, verbeugt sich schweigend, Er hat Maruschka fixiert, die seinen Blicken durchaus nicht ausweicht.

Mutter Emilia:

Nun ich werde Ihnen sagen, wie es damit seine Bewandtnis hat. Merculier verkehrte in unserem Haus, als meine Tochter zur Erziehung in Paris war. Er hatte meinen Mann schon sehr lange gekannt, er kannte mich, — und wir hatten ihn sehr gern. Er war angenehm im Umgang. Er taxirte die Tochter nach den Eltern und muss erstaunt gewesen sein, dass sie anders war, als sie zurückkam. Ganz anders! Wir waren ja alle erstaunt. So kam es. Sie war freier geworden in ihren Ansichten — und was weiss ich — —; wir haben uns eigentlich nie darüber ausgesprochen, Maruschka!

Maruschka scheint überhaupt nicht zuzuhören. Sie hat die Arme gekreuzt und ihre Augen träumen die Wände entlang.

Mutter Emilia:

Aber er hielt doch um sie an. Und sie — ein Kind — nahm ihn. Natürlich dachte sie über nichts dabei nach. Sie nahm ihn.

Rachmanoff hat Maruschka stets beobachtet, — fragt sie jetzt leise, als ob er ihr Träumen nicht stören wolle:

Lieben Sie Ihre Kinder, gnädige Frau?

Maruschka, fährt zusammen:

Wie — wissen Sie? — Ich —

Rachmanoff:

Sie haben grade an Ihre Kinder gedacht, nicht wahr?

Maruschka, noch immer erstaunt, fast eifrig:

Ja, ja, ich habe grade an sie gedacht; raten Sie das?

Rachmanoff:

Ich sah es.

Maruschka:

Sie sahen es?

Rachmanoff:

Nicht wahr? Sie haben noch eine Art Pflichtgefühl, wenn Sie an Ihre Kinder denken. Ihrem Gatten gegenüber ist das geschwunden. Es ist auch eine Art Liebe dabei, aber eine gelbe, eine kranke, — wie soll ich sagen, — eine auf Flaschen gezogene Liebe dabei.

Maruschka, sieht ihn mit weitaufgerissenen, seltsamen Blicken an.

Mutter Emilia, hört gänzlich verständnislos zu. Sie betrachtet Rachmanoff von oben bis unten. Ueberhaupt scheint es ihr etwas unbehaglich in Gesellschaft dieser zwei. Sie fühlt, dass da Fäden gesponnen sind, die sie nicht begreift und an denen sie keinen Anteil hat.

Rachmanoff, fährt unbeirrt fort, indem er sich fast ganz zu Maruschka wendet:

Nicht wahr, Ihre Kinder lieben Sie. Das heisst, Sie lieben sie so, wie man auch hübsche Kinder anderer Leute lieben kann.

Mutter Emilia:

Aber — Herr Advokat!

Rachmanoff:

Pardon, gnädige Frau. Ich sage Ihnen gleich, weshalb ich so spreche.

wieder zu Maruschka, die ihm unbeweglich zuhört.

Ihre Geschichte, Frau Merculier, kannte ich so, wie die Boulevardiers von Petersburg sie kennen. Erst seit gestern Morgen, seit Ihre Frau Mutter mich wissen liess, dass Sie mich mit Ihrem Fall betrauen würden, beschäftige ich mich eingehend mit Ihnen! Nicht mit dem Fall im Besonderen, — nicht mit Herrn Merculier, — nicht mit —, erlauben Sie, dass ich diesen Namen sage, — mit Herrn Pietro d'Antucco, — sondern mit Ihnen. — Dies nur, damit Sie mich und mein Vorgehen richtig beurteilen! Sie werden natürlich die Behauptungen Herrn Merculiers kennen. — Erlauben Sie, dass ich ganz frei spreche. — Er fundiert seine Scheidungsklage nicht auf Ehebruch Ihrerseits, sondern auf dem, was er einen krankhaften Zustand nennt und womit — —

Mutter Emilia, entschieden:

Womit er zweifellos ein haarsträubendes, beleidigendes Unrecht sagt.

Rachmanoff:

Pardon, gnädige Frau —, womit er zeigt, dass er Ihre Frau Tochter besser kennt, als mancher Andere, dass er sie allerdings in einem Punkte gänzlich missverstanden hat.

Maruschka, beobachtet Rachmanoff intensiv, indem ihr eine langsame Röte ins Gesicht steigt.

Mutter Emilia:

Aber ich bitte Sie, — Julien, der sich immer so rücksichtsvoll gab! Er war ganz eine Seele!

Rachmanoff, zu Mutter Emilia:

Das sagt nichts, das sagt nichts! Gnädige Frau. Gestatten Sie, dass ich Ihnen eben meine Auffassung von alledem auseinandersetze! — Zuerst: Ihre Frau Tochter ist nicht krank! Sie ist gesund, völlig gesund. Sie ist nur ein Einzelwesen. Das sagt Alles. Sie lebt ihr Einzelleben, sie ist eine überfeinerte Frau. Die Gesellschaft, die aus einem Dutzend Dutzendmenschen besteht, wird sie nie verstehen. Aber ihr wird nichts daran gelegen sein. — Als sie heiratete, war sie ein Kind, — wie Sie vorher sehr richtig bemerkten, — ein Kind von 18 Jahren. Sie hat nicht durchschaut und konnte nicht durchschauen, dass die Ehe etwas war, das sie mit ihrer Constitution niemals eingehen durfte. Ich will hier nicht den Prediger der freien Liebe machen. Das lasse ich anderen Leuten, die mehr davon verstehen. Aber ich brauche es auch nicht, denn jeder moderne Mensch weiss, dass man in 50 — in 100 Jahren wenige, sehr wenige — ja fast gar keine Ehen mehr schliessen wird.

Mutter Emilia:

Aber ich bitte Sie! — Und die Kinder?

Rachmanoff:

Ja — die Kinder! Gnädige Frau, das ist meist der Ausruf der dem zu folgen pflegt! Wenn ich sage, dass eben keine

Ehen mehr geschlossen werden, so ist das natürlich in gewisser Beziehung paradox. Man wird einfach einen anderen Modus dafür finden. — Und für die Kinder wird schon gesorgt werden. Durch Erziehungsanstalten oder dadurch, dass eines der Eltern verpfichtet wird, sie bis zu einem gewissen Alter bei sich zu behalten. — Nun, wie dem auch sei! Sie werden doch zugeben müssen, dass die Ehe, die Formalitäten der Ehe und die ihr damit aufgedrängten Pflichtenkreise auf die Natur Ihrer Frau Tochter absolut schädlich wirken mussten. Es musste sie ja geradezu vorerst in eine innere Unmoralität hineintreiben. Später dann — —

Mutter Emilia:

Innere Unmoralität?

Rachmanoff:

Unmoralität jawohl! Und alle Achtung vor Frau Merculier, dass sie bisher alles so überwunden hat. — Sehen Sie doch einfach das Aeusserlichste an, gnädige Frau, — das zu Tage liegendste: Herr Merculier ist Protestant, Ihre Familie seit langer Zeit katholisch! — Am Hochzeitstage gingen Herr und Frau Merculier zuerst zum Abbé und unterzeichneten ein Papier: die Kinder müssen katholisch erzogen werden! — Gut. — Dann kam der protestantische Pfarrer mit seinem Schriftstück: Das Ehepaar verpflichtet sich, seine Kinder protestantisch taufen zu lassen. — Gut. — Beides musste unterzeichnet werden. Das ist doch auf einer Seite eine Lüge und wohin soll ein Verhältnis führen, das auf einer Lüge basiert? — Aber, verzeihen

Sie, ich bin ganz von unserm Ausgangspunkte abgekommen. — Frau Merculier ist nicht krank! Das ist meine Meinung. Als ehrlicher Mensch muss ich sie Ihnen sagen. Und wenn ich den Prozess übernehme, kann ich auch nur diesen Standpunkt vertreten.

Mutter Emilia, ziemlich ohne Contenance:

Aber wie erklären Sie sich denn, um alles in der Welt, — — was ist es denn sonst, als ein momentaner krankhafter — —

Rachmanoff:

Ihre Frau Tochter ist nicht krank.

Mutter Emilia:

Ja, aber — —

Rachmanoff:

Und sie wird ihren Prozess verlieren.

Maruschka, als ob sie aufwachte:

Verlieren?

Mutter Emilia:

Verlieren? Aber man nimmt doch einen Advokaten — —

Rachmanoff, lächelnd:

um zu gewinnen.

Mutter Emilia:

Nun ja! —

Rachmanoff:

Also glauben Sie, gnädige Frau, dass ich nicht der rechte Mann sei, den Prozess zu führen.

Mutter Emilia, etwas verwundert:

Ja, mir scheint, — — ich muss sagen — —

Maruschka, sehr bestimmt:

Sicher werden Sie meinen Prozess führen! Sicher. Sie und kein Anderer!

Mutter Emilia:

Aber liebes Kind, wie denn, — — wie soll es denn werden. Du willst doch nun einmal geschieden werden!

Rachmanoff:

O, das wird auch geschehen, gnädige Frau!

Maruschka:

Aber ich muss dann die Schuld tragen.

Rachmanoff, nickt:

Die Schuld.

Mutter Emilia, aufgeregt:

Aber das geht doch nicht! Nein, das geht auf keinen Fall. Ueberhaupt, wenn ich ehrlich sein soll, ich weiss gar nicht, was all der Lärm bedeutet. — Es sind doch alle Chancen für eine friedliche Versöhnung da.

Rachmanoff:

Versöhnung?

Maruschka:

Was soll das, Mama?

Mutter Emilia:

Was das soll? Nun, Sie wissen eben nicht, Herr Rachmanoff, Merculier hat durchaus keinen Grund, sich in seiner Ehemannsehre beleidigt zu fühlen. d'Antucco ist ins Ausland gereist, um — —

Rachmanoff:

d'Antucco abgereist?

Maruschka, verächtlich:

Schwächling!

Mutter Emilia:

Sag' das nicht, Kind. Da doch zwischen Euch nichts vorgefallen ist, war es von ihm das einzig Richtige.

Maruschka, zuckt mit einem kurzen höhnischen Lachen die Achseln in die Höhe.

Mutter Emilia, mit Würde:

Und so, — — was liegt einer Versöhnung meiner Kinder im Wege? Es ist eben einfach eine unerhörte, krankhaft gesteigerte Intoleranz von Merculier. — Herr Rachmanoff, — meine Tochter hat sich in ihrer Ehe nichts vorzuwerfen!

Rachmanoff, zu Maruschka:

Ist das so, gnädige Frau?

Maruschka, sehr accentuiert:

Nein! —

Mutter Emilia, fährt auf:

Maruschka! —

Maruschka:

Beruhige Dich, Mama! Es ist aber nicht so!

achselzuckend.

Mit d'Antucco allerdings.

zuckt abermals die Achseln.

Mutter Emilia, atemlos:

Nun?

Maruschka:

Nichts.

Mutter Emilila, aufatmend:

Gott sei Dank! Ich dachte schon — —

Rachmanoff, ruhig fragend zu Maruschka:

Aber sonst — —?

Mutter Emilia:

Herr Rachmanoff!

Maruschka, etwas schleppend:

Liebe Mama, Herr Rachmanoff hat vollständig das Recht, mich darnach zu fragen. Alles, was er vorhin sagte, war wahr! Alles! Es ist keine Krankheit bei mir. Es ist Natur. Ich — war nur so überrascht, dass ein anderer Mensch, ein zweiter, —

zu Rachmanoff,

dass Sie es so verstanden. Ich habe Sie nie gesehen, habe nie in meinem Leben mit Ihnen gesprochen. — Bis jetzt —! Aber — obwohl Sie es so kühl sagten — so, fast geschäftsmässig — — ich weiss nicht, ob das dumm klingt, — mir war, als sagten Sie das mit anderen, unausgesprochenen Worten, viel wärmer, noch viel verständlicher zu mir. — — Ich fühlte es so nahe — —

Mutter Emilia:

Aber Kind! Kind! ich weiss garnicht, ich verstehe garnicht — —

Maruschka:

Erinnerst Du Dich an Meiringer, den jungen Maler?

Mutter Emilia:

Der junge Meiringer — —

Maruschka:

Ja, mit dem war es!

Mutter Emilia:

Mit — —?

Maruschka:

Mit dem lebte ich.

Mutter Emilia, entsetzt:

Kind!

Rachmanoff, sitzt unbeweglich da, als bedeute die Scene nichts für ihn.

Maruschka, fährt, ohne auf die Mutter zu achten, kalt, fast frivol fort:

Weisst Du Dich dann noch des hübschen Fulma zu erinnern, des kleinen Offiziers?

Mutter Emilia, fährt ausser sich in die Höhe:

Schweig, Maruschka, Du weisst nicht, was Du sagst. — Ein Herr ist doch hier, den wir garnicht kennen. Und was soll das alles? Du — Du lügst das ja jetzt! Ich begreife Dich nicht. Du bist eben sehr krank,

lässt sich stöhnend wieder nieder.

sehr krank!

Maruschka, zuckt die Achseln, als würdige Sie das keiner Antwort.

Rachmanoff, zu Mutter Emilia:

Erlauben Sie, gnädige Frau, dass ich mich noch einmal wiederhole. Frau Merculier ist ebenso wenig krank wie ich selbst. Ich fühle das — fühle das mit jedem neuen Wort, das sie sagt, von dem es mir immer scheint, als ob ich es im Moment hervorgebracht habe. Und dann, — —

Ihre Frau Tochter weiss ganz genau, dass sie alles, was sie sagte, keinen Unwürdigen mithören liess. Es beweist eben nur die Richtigkeit meiner Meinungen.

lebhaft zu Maruschka.

Nicht wahr, mit Ihren Anschauungen, mit Ihren Empfindungen ist Ihnen die Welt, die Gesellschaft, Alles — wie eine einzige grosse Gleichgültigkeitswolke. Sie haben sich gesagt: Ich bin durch meinen Mann geweckt, aber er ist mir fremd geworden. Ich bin aufgewacht — geweckt worden — zum Lieben! Jetzt muss ich lieben! Kann eigentlich Alle bis zu einem gewissen Grade lieben. — Kann diesem weniger, jenem mehr geben. Und schliesslich ist es nichts Schlechtes für mich, mich Allen zu geben, denn den Einen finde ich doch nicht, der mir — —

Mutter Emilia, springt auf und schreit:

Aber Herr Advokat! das ist doch ganz unmoralisch! — Ich bitte! — —

Rachmanoff, ruhiger:

Ich habe mich wohl hinreissen lassen.

Maruschka, sieht Rachmanoff tief erschrocken an und umfasst seine Gestalt mit ihrem Blick. Sehr leise:

Das ist — das ist — unheimlich!

Rachmanoff, zu Mutter Emilia:

Unmoralisch ist es nicht, gnädige Frau. Sicher nicht. Es ist nur das Bekenntnis eines freien Menschen; das

Bekenntnis einer Frau, die sich aus dem unmoralischen Wust und der Lüge der Gesellschaft gelöst hat. — Das Bekenntnis Ihrer Frau Tochter!

er steht auf und lehnt sich gegen den Kamin, indem er Maruschkas Dankblick erwidert.

Mutter Emilia:

Aber — aber — das ist nicht — das ist ja — — — Ich verstehe das garnicht von einem Mann wie Ihnen! Mit Ihrem Ruf! Sie haben meine Tochter beleidigt!

Maruschka:

Mama!

Mutter Emilia:

Beleidigt. Es ist so. Ja, und ich muss Ihnen sagen, dass — dass wir leider Ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen können.

Rachmanoff, verbeugt sich formell vor Mutter Emilia.

Ich habe das allerdings vorausgesehen, gnädige Frau, aber trotzdem thut mir sehr leid, dass — —

Maruschka, ist langsam aufgestanden und tritt an die Beiden heran:

Entschuldigen Sie, dass ich unterbreche. — So, wie Herr Rachmanoff sprach, ist mir gar kein Zweifel mehr, Mama, dass er der einzige sein kann, der meinen Prozess leitet —

Mutter Emilia:

Aber — ich kann das nicht zugeben! Ich — —

Rachmanoff:

Gnädige Frau, es bleibt mir nichts übrig, als zu gehen! er wendet sich mit einer Verbeugung zur Thür.

Maruschka, tritt zu ihm:

Sie werden meine Sache führen. Morgen um 6 Uhr erwarte ich Sie zum Thee.

Rachmanoff:

Ich werde kommen, gnädige Frau.

Maruschka:

Uebrigens, Sie warten vielleicht draussen einen Moment. Ich komme gleich nach.

Rachmanoff, küsst ihr die Hand und geht mit nochmaliger Verbeugung gegen Mutter Emilia ab.

Mutter Emilia:

Aber Maruschka! Hast du denn keinen Wagen? Ueberhaupt — was soll das Alles heissen?

Maruschka:

Was das heissen soll? — Ich bin nur geblieben, Dir noch zu sagen, Mama, dass Du mich fast hast einen Menschen verlieren lassen.

Mutter Emilia:

Einen Menschen?

Maruschka:

Ja! Seit ewig langer Zeit wieder ein Mensch! Adieu, Mama!

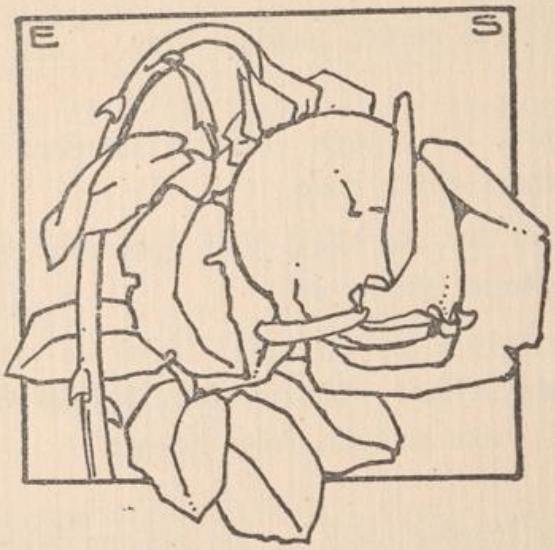
sie geht rasch ab.

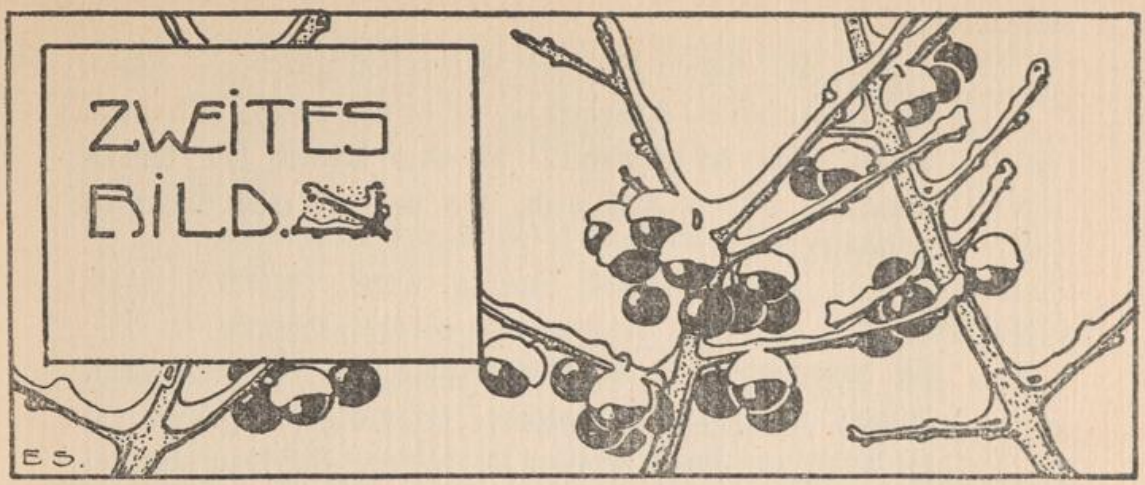
Mutter Emilia:

Aber Kind, was heisst das! —

geht ihr einige Schritte nach, dann für sich:

Was will sie eigentlich? „Einen Menschen?“ Herrgott,
es wird ein grosses Unglück geben! —





Eine halbe Stunde später auf der grossen Morskaja. Im Hintergrunde die St. Isaaks-Kathedrale. Es sind keine Sterne am Himmel, fortwährender Schneefall. *Maruschka* und *Rachmanoff*. Beide in Pelzen. Sie gehen sehr langsam und vorsichtig. Es sind sonst wenig Passanten.

Maruschka:

Es ist zu sonderbar, wissen Sie? Es ist fast zu sonderbar, als dass man es glauben könnte. Wir sprechen — — — wie lange sprechen wir? Eine halbe Stunde, und schon kenne ich Sie mehr und Sie mich mehr, als ich während meiner Ehe, während meiner ganzen Ehe — — ah —! sie ist ausgerutscht.

Rachmanoff:

Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?

Maruschka:

Danke, ja! Sehen Sie, mir war schon gleich, — schon, als Sie vorhin so sprachen — — — ich wusste mit einem Male: Das ist Jemand! In den kannst Du hineinkriechen. — — Ach nein, Sie müssen mich nicht so ansehen!

Rachmanoff:

Sie haben etwas — etwas so Kindliches, ich weiss nicht. Immer, wenn ich Sie ansehe, ist mir, als spränge ein Gedanke von Ihrem Gehirn in meines. Sie brauchen ihn garnicht auszusprechen. — Mir ist, als müsste ich atmen, wenn Sie atmen. So, — auf — ab, — auf — ab! Ich begreife nicht, dass die Menschen sagen können, Sie wirkten beruhigend!

Maruschka:

Ja, sie sagen es von meinem Gesicht, die Menschen. Aber es ist ja Unsinn, ich begreife es selbst nicht! Jetzt zum Beispiel —: Ich fühle Sie ganz, ganz nahe, innerlich, meine ich! — O! Wissen Sie, dass das wohl thut, wenn Jemand Alles verstehen kann! Garnicht bessern, — sondern nur verstehen! Das thut wohl!

Rachmanoff:

Aber ich möchte es auch bessern. Jetzt grade möchte ich Ihnen helfen. Ich möchte Sie hoch in die Arme nehmen, — ganz zart, wissen Sie, — möchte Sie tragen! tragen! Ich würde nie müde werden! Ihnen würde es

immer leichter sein. Dann würde ich Sie niedergleiten lassen. Ganz zart wieder, ganz leise! Sie wären plötzlich heiter, ruhig — zufrieden!

sich steigernd.

Und dann würde die Wärme über Sie kommen! — Die Hitze! Ihren ganzen Körper ergreift sie, auch Ihren schönen, schmiegsamen schlanken Hals rieselt sie hinauf. Und Ihre ganze Gestalt wird sich biegen und winden unter der Wucht, unter der Leidenschaft, zum ersten Male unter der Liebe! Es wird Ihnen ein Tönen vor den Ohren, ein Flimmern vor den Augen sein. Sie werden einen Hass bekommen gegen alles, was Sie bedeckt, was Sie schützt. Sie werden es herunterreissen. Selbst dies Armband da oben, — das fesselt Sie, das hält Sie! — Fort! Ihr prachtvolles Haar wird Ihnen von der Schulter rollen und Sie werden plötzlich jauchzen, jauchzen in all Ihrer Hüllenlosigkeit. Und Ihre Arme in die Luft werfen und glücklich sein, — selig sein, — frei sein! — Dann erst ganz frei!

Maruschka, sehr leise:

Ganz frei? — Das möchten Sie für mich thun? — Das ist so treu, — wissen Sie! treu, oder — ich weiss nicht, wie ich's sagen soll. — Ich möchte mich so gerne an Sie schmiegen. Meine Hand! fühlen Sie wie kalt? Pressen Sie sie. Kennen Sie das, dies wirkliche, weiche Anschmiegen? Vom Einen zum Anderen! Da geht Alles in einander über. Nicht wahr?

Sie lächelt ihm, der kaum mehr an sich hält, seltsam ins Gesicht. Da saust ein elektrisch erleuchteter Schlitten vorbei. *Maruschka* wendet sich rasch ins Dunkel.

Maruschka:

Und mein Prozess? Herr Rachmanoff.

Rachmanoff, plötzlich ernüchtert:

Den werde ich führen.

Maruschka:

Und?

Rachmanoff:

Sie werden ihn verlieren.

Maruschka, verstört:

Ah!

Rachmanoff:

Das heisst, soweit man von Verlieren reden kann. Sie werden Unrecht bekommen. Das ist es ja, — gnädige Frau! Die Welt, die Gesellschaft, die Regierung besteht aus Feiglingen, aus Heuchelnden, Unfreien, Unmoralischen. Das Tribunal, vor dem wir Gerechtigkeit finden könnten, existirt nicht. Nur in unserer Brust. In Ihrer — in meiner!

Maruschka, verzweifelt:

Und sonst wirklich nirgends.

Rachmanoff:

Nirgends.

Sie gehen eine kurze Strecke schweigend.

Rachmanoff, leise:

Und jetzt müssen Sie wieder in das Haus! In Merculiers Haus?

Maruschka:

Ich muss ja.

Rachmanoff:

Wegen der Kinder?

Maruschka:

Nein, wegen der Welt. — Es wird nicht mehr lange sein. Kurze Pause.

Rachmanoff:

Es freut mich so, dass Sie vorhin Alles verstanden haben.

Maruschka:

Alles! — Sagen Sie mir nur noch eins.

Rachmanoff:

Ja?

Maruschka:

Würde es auch ein Anderer, ein gewöhnlicher Mensch, der nicht so — so, wie Sie, ist, an mir erkennen?

Rachmanoff:

Was erkennen?

Maruschka:

Ich meine — das, — wozu — ich geboren bin. — —

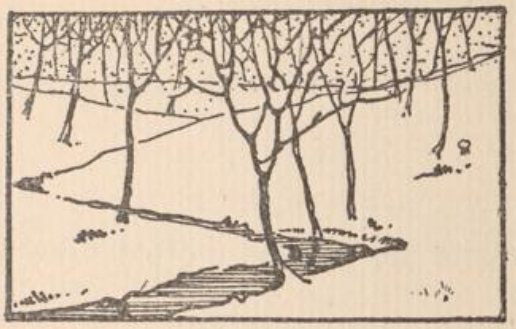
Rachmanoff:

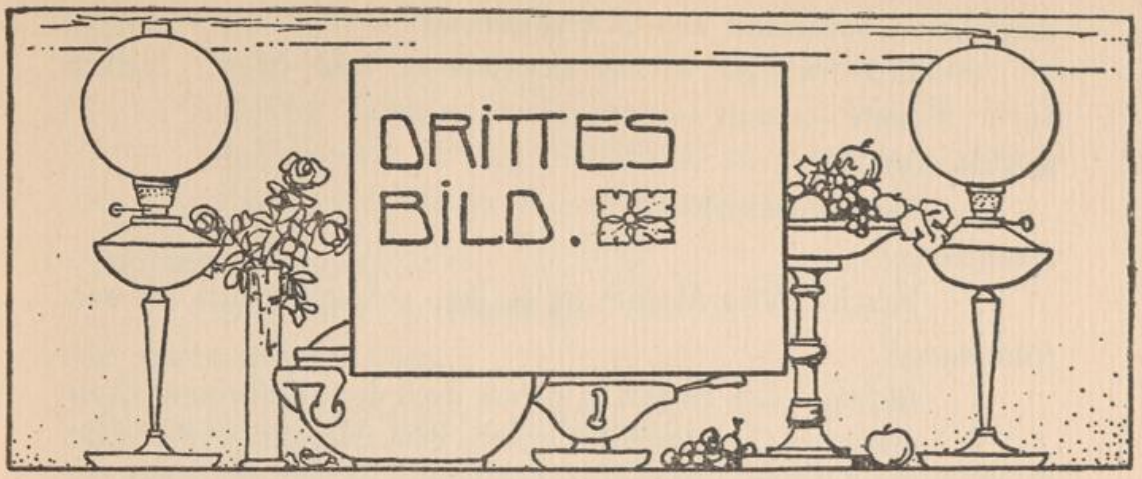
Ein gewöhnlicher Mensch? — Ahnen würde er es vielleicht. Allmählich. Aber nicht verstehen.

Maruschka, die sich fester auf Rachmanoffs Arm lehnt:

Ja, — nicht verstehen?

Sie gehen in der Richtung der St. Isaaks-Kathedrale weiter.





Vier Monate später. Wohnraum Rachmanoffs, ein Gemisch von Arbeitszimmer und Salon. Gediegene Einrichtung. Tapete und Möbel in dunklen Farben und ruhigen Formen gehalten. Auf dem Mitteltisch ist ein Souper für zwei Personen hergerichtet. Altes massives Porzellan. Geschliffene Kristallgläser. Neben dem Tisch ein gefüllter Sektkühler.

Es brennen nur zwei Petroleumlampen, deren Schein durch rotseidene Schirme gedämpft ist.

Die Thür vom Vorraum her öffnet sich und *Rachmanoff* späht herein. Dann sagt er leise nach rückwärts:

Alles in Ordnung, komm nur Schatz!

Rachmanoff und *Maruschka* treten ein mit von der frischen Luft geröteten Gesichtern. Maruschka ist in dunkelkarmoisinem Figarokostüm. Rachmanoff in langem Strassenmantel mit Cylinder.

Maruschka, aufatmend und sich umsehend:

O — wie gut es hier ist. Wie ich mich freue! Endlich nach — nach —

Rachmanoff:

Drei Monaten!

Maruschka:

Falsch! Vier Monate ist es her, seit ich zuletzt da war.

Rachmanoff:

Richtig! Du reistest ja gleich nach der „Aufhebung Eurer ehelichen Gemeinschaft". Ach, eine Ewigkeit war's. Und so langweilig und grau und trübe. — Komm, willst Du nicht ablegen?

Maruschka:

Ja, ja. Nimm das!

Rachmanoff, hat ihr das Jacket abziehen helfen und geht damit durch die zweite Thür in sein Schlafzimmer.

Maruschka tritt vor den Spiegel, nimmt sich den Hut ab und ordnet etwas ihre Haare. Sie hat einige feine Fältchen um die Augen bekommen.

Rachmanoff, tritt wieder ein. Er ist im Smoking. Eine natürliche Freude spricht aus seinem Wesen:

Nun Pusch, mein Liebes! Wie gefällt's Dir?

Maruschka, hängt sich in seinen Arm und geht langsam auf den Esstisch zu:

Gut, sehr gut, natürlich. Weshalb auch nicht? Wäre ja sonst nicht gekommen. Ich wusste lange vorher, wie Alles um uns sein würde. Und so ist es auch wieder.

Rachmanoff, streichelt ihr leise die Wange herab:

Liebe Du! Uebrigens, — Du hast noch immer dies Weiche, Schmiegsame. Das ist etwas, was Dir immer bleiben wird. Pusch! Pusch! ist eben doch das richtige Wort dafür. Sanft wie ein Katzenfell.

Maruschka, lachend:

Aber auch so elektrisch?

Sie setzen sich zu Tisch.

Maruschka, auf der Tafel umherblickend:

O, wie gut das Alles ist. Wie gut! Soll ich Dir auflegen?

Rachmanoff:

Bitte. — Weisst Du, es sind auch gar keine Zwiebeln dran.

Maruschka:

Fehlte grade noch. Sieh, das liebe ich so bei Dir, — das ist so mollig, wenn ich hierherkomme, — jedesmal von Neuem,: dass Alles so wie bei mir zu Haus ist! Ich vergesse ganz, dass ich Gast bin.

Rachmanoff:

Du bist nicht Gast, Pusch.

Maruschka:

Ja, weisst Du, ich habe so ein angenehm sicheres Gefühl hier. Niemand sieht mich, wenn ich komme; niemand wenn ich gehe. Niemand bedient uns. Und drinnen da — —

sie zeigt lachend auf das Schlafzimmer.

Du Guter! Jede Bürste so wie bei mir zu Haus.

Rachmanoff, ihr die Hand streichelnd:

Ich vergesse nie, wie herzig Du die ersten Male hier warst. So verschüchtert und zahm und — weisst Du noch? Es war die ekelhafte Zeit, in der Du Merculier absolut nicht los werden konntest, — als ich das hochlöbliche Gericht nicht bestimmen konnte, auf Scheidung zu erkennen.

Maruschka:

Ach komm, lass die hässlichen Geschichten alle! Wir wollen lieber an Erfreulicheres denken. — Weisst Du noch, als wir im Schnee gingen, damals nach dem ersten Abend bei Mama. Und ich rutschte aus.

Rachmanoff, ihr Champagner einschenkend:

Oh, — ob ich noch weiss! Ueberhaupt der erste Abend! Haha! Ich blamirte mich so unaussprechlich!

Maruschka:

Du blamirtest Dich?

Rachmanoff:

Ach ja, ich erinnere mich. Ich hielt da eine lange Rede, bei der mir ganz warm wurde und Du? Du drehtest Dich um, weil ein Schlitten vorbeikam. Haha! eine famose Antwort! Damals schien es mir, — überhaupt in der ganzen Zeit darnach —

stockt.

Ja — ja!

Maruschka:

Was schien Dir?

Rachmanoff:

Komm, Du trinkst garnicht. — Ach, ich meine nur, — aber vielleicht kränkt es Dich.

Maruschka:

Was schien Dir in der ganzen Zeit darnach?

Rachmanoff:

Hm, wenn ich ganz aufrichtig sein soll. Mir war, als hättest Du eigentlich ganz viel Wohlgefallen an meiner Rede gefunden, aber, als überlegtest Du Dir — — Ich meine, mir kam vor, als seist Du in der ersten Zeit, die dann auf jenen Abend folgte, noch nicht ganz — frei gewesen. Als hätte noch irgend jemand Anderes Macht über Dich gehabt und Du scheutest Dich, die schon abzuschütteln. Aber das ist ja Unsinn! Nicht wahr, Pusch — — es war nicht so?

Maruschka:

Nun, und wenn es so war?

Rachmanoff, stutzt erst kurz, dann lachend:

Dann — dann muss ich Dir eben heiss danken, dass Du Dich für mich von jenem bewussten Unbekannten losgeeist hast. — Aber wahrhaftig — heute! Liebste Du — ich glaube, ich könnte wahnsinnig werden — wenn ich wüsste, dass Du jetzt zu Jemandem Anders auch — so — — so wärst.

Maruschka:

Eifersüchtig?

Rachmanoff.

O, eifersüchtig? Ich weiss nicht, vielleicht! Sieh, ich liebe ja alles so innig an Dir. Alles! Deine Augen, Deinen Hals, Deine Brust und dann — — Alles! — —

Maruschka, schlägt ihm leicht auf den Handrücken.

Rachmanoff:

Ja wirklich. Besonders natürlich Deinen süssen Sinn und Dein Herz, — das ist mir Alles so heilig — —

Maruschka:

Heilig? Dir, dem gräulichen Atheïsten!

Rachmanoff, lebhaft:

Aber Pusch, Liebste, — es ist kein Scherz dabei! Ich habe mich ja so nach Dir gesehnt. Die ganze Zeit — während Du fort warst. Gesehnt sage ich Dir! Und jetzt, wo ich Dich wiederhabe, da ist Alles in mir voll von Dir! Ich möchte Dich! — Dich allein! Aber Du sollst auch mich allein — —

Maruschka, ihm mit leichtem Lächeln ihren Teller zuschiebend:

Bitte, noch etwas holländische Sauce! — Und dann Lieber, Du weisst wohl nicht, dass Du eigentlich grossen Unsinn redest. Du hast mir da früher ganz andere Sachen gesagt. — Ach! Und wie gern habe ich die gelernt, wie schnell habe ich aufgefasst, wozu ich geboren sei. Manchmal denke ich wirklich ernstlich darüber nach, ob ich gut gethan habe, das, was Allen Anderen Moral ist, so einfach beiseite zu schieben. Albern von mir, was? Und dann macht mich stutzig, dass am meisten von meiner ver-

änderten Weltanschauung Du selbst profitierst! — Aber das ist ein langweiliges Gespräch! Weg damit. — — — Ich habe heute die beiden Kleinen gesehen.

Rachmanoff, noch etwas unwillig und abgelenkt:

Deine Kinder?

Maruschka:

Ja. Sie waren entzückend, einfach entzückend. In Seidenmäntelchen und mit roten Backen. Ich hätte sie nehmen mögen und abküssen.

Rachmanoff:

Thut es Dir leid?

Maruschka:

Dass ich es nicht kann? O ja. Es thut mir sehr leid. Hätte ich sie, sie wären so reizend —

Rachmanoff:

Als Spielzeug!

Maruschka:

Stell' Dich doch nicht so schlecht, Fedor!

Rachmanoff, kauend:

Ach was, all' diese Reminiscenzen sind jetzt für Dich unnötig. Ich liebe sie garnicht an Dir.

Maruschka:

Reminiscenzen?

Rachmanoff, der sich eine Cigarette angezündet hat, aufsteht und langsam im Zimmer hin und her geht:

Nun ja. Sie gehören Dir doch faktisch nicht mehr! —

Maruschka:

Die Kinder?

Rachmanoff:

Die Kinder und Alles. Die ganze Vergangenheit. Weg damit, Pusch, wirf sie in die Ecke und lebe von Neuem.

Maruschka:

Von Neuem? Nun, ich lebe ja.

Rachmanoff:

Bei der Mutter!

Maruschka:

Und was denkst Du Dir denn sonst! Hör', ich glaube gar, Du willst mich zu einer — — —

Rachmanoff:

Unsinn, Schatz! Ich will Dich garnicht anders, als Du bist. Aber das ist schrecklich — da immer bei Deiner Mutter!

Maruschka:

Ja, aber — — wir haben doch ein für alle Mal ausgemacht — — Du kennst doch meine Angst vor dem Klatsch!

Rachmanoff:

Klatsch? Humbug. Hör' mich an, Pusch. Du musst doch zugeben, das ödet Dich unsagbar, — das hemmt Dich, dies Milieu da bei der guten Mutter Emilia! Sieh, als ich Dich kennen lernte, fasste ich Dich ja gleich in Deinen Ansichten und Deiner Eigenart richtig auf — —

Maruschka:

Was soll die Einleitung?

Rachmanoff, etwas konsterniert:

Einleitung?

Maruschka:

Worauf willst Du hinaus?

Rachmanoff, vor Maruschka stehen bleibend:

Worauf? — Gieb Dein jetziges Leben auf!

Maruschka:

Und?

Rachmanoff:

Und — heirate mich!

Maruschka, lachend:

Hei — raten! Dich? — Ich Dich?

Rachmanoff, erstaunt:

Nun? — Was ist denn dabei zu lachen? Bin ich Dir nicht wert genug? — Meinst Du, weil wir vorher zusammen gelebt haben?

Maruschka, plötzlich ernst werdend:

Aber Fedor, was redest Du alles! denke doch nur daran, wie und weshalb wir uns kennen lernten.

Rachmanoff:

Nun ja, — und?

Maruschka, erregt:

Und? — Sagt das nicht genug? Warst Du es nicht selber, der mich vollständig darüber aufklärte, wozu ich geschaffen war? Der mir durch seine Worte meine ganze innere Freiheit wiedergab, sodass ich das Recht fühlte, so zu leben, wie ich lebe, — dass ich nicht anders konnte!

Rachmanoff, gedehnt:

Ja, damals.

Maruschka:

Damals? Und inwiefern ist das heute anders geworden? Machtest Du mich nicht aus all' den ekligen, drückenden Verhältnissen frei, — predigtest Du mir nicht die Unmoralität der Ehe? —

Rachmanoff:

Ja, schon gut, — damals war eben — —

Maruschka:

Damals! Was denn: Damals? — Du hast mich doch nicht nur beschwatzen wollen, um mich für Dich zu gewinnen. Du konntest doch nicht alles heucheln aus ganz gemeinem — aus — — nein! Du konntest doch nicht! Sprich Fedor!

Rachmanoff:

Unsinn, Maruschka!

Maruschka:

Nun, was willst Du mich denn jetzt in all das wieder hineinzwängen? — Wenn ich nicht wüsste, dass es Dein unglaublich naiver Egoismus ist — —

Rachmanoff, ärgerlich:

Egoismus! Schnack! Es ist einfach für Dich das einzig Mögliche, Maruschka!

an sie herantretend, eindringlich:

Aber so versteh mich doch, Kind! So, wie Du bist, — so, wie ich Dich liebe — — — Du darfst eben nicht zu Grunde gehen.

Maruschka, langsam:

Zu Grunde — — zu Grunde gehen nennst Du das jetzt?

Rachmanoff:

Ich möchte Dich eben herausreissen? All Dein früheres Leben war doch ein krankhaftes.

Maruschka:

Aber — früher hast Du doch grade das Gegenteil gesagt.

Rachmanoff:

Maruschka? wenn man in und mit der Welt leben will, so muss man sich doch nach ihr richten.

Maruschka, furchtbar erregt:

Nach ihr richten? — Und was sagtest Du früher?

Rachmanoff:

Herrgott, — ich habe mich eben etwas geändert.

Maruschka, springt auf, schreit:

Was? So hast Du mich betrogen! Fedor, hast Du mich betrogen? Ist alles Lüge gewesen! Ist — ist es möglich? sie stützt sich an der Stuhllehne.

Rachmanoff, beschwichtigend:

Aber Kind! —

Maruschka, lacht gellend:

Haha! Da hast Du mich also mit Berechnung bearbeitet! Hast die Bestie in mir losgelassen! — Oh, oh, das ist edel, das ist herrlich! Und — und, nachdem du gekostet hast, gefällt Dir's, — verliebst Du Dich in den Leib, —

willst Du ihn kaufen, — ganz für Dich allein. Haha! Und jetzt sprichst Du schöne Worte, von: zu Grunde richten und sonst —

Sie sinkt auf den Stuhl zurück, nickt halb wehmütig, halb verzweifelt lächelnd mit dem Kopf und murmelt:

Betrogen, oh, — betrogen!

Rachmanoff:

Aber Maruschka, ich weiss garnicht, wie Du Dich hast. Ich denke, du liebst mich, und was ist denn weiter dabei? — Wir bleiben die Alten, aber wir besitzen uns sicher. Sieh, wir können dann ganz ineinander aufgehen, ganz selig sein in unserer Liebe. Und ich weiss dann, dass Du mir allein — — was ich ja auch jetzt — — —

plötzlich stockend:

oder — oder — — Maruschka?

Maruschka lächelt verächtlich.

Rachmanoff, erregt:

Maruschka, gehörst Du mir jetzt — jetzt, wie Du hier sitzt, schon nicht mehr — allein?

Maruschka, zuckt die Achseln, sehr kalt:

Da hast es ja selbst nicht anders gewollt.

Rachmanoff, mit wirklichem Schmerz:

Maruschka!

Pause.

Rachmanoff, mühsam:

Nun — nun, —

kurz lachend:

haha, — das macht ja auch nichts weiter. Nein, das macht nichts. Schliesslich: weshalb solltest Du Dich bisher auch für mich — — Aber trotzdem, von jetzt an — —

ernst und mit Betonung:

Maruschka! Jetzt, wo ich es weiss! Hör' mich an! Sieh, ich mag ja nicht ganz richtig gehandelt haben. Es kann in Deinen Augen eine gewisse Schlechtigkeit dabei sein. Aber, — wenn es eine Frau gilt, — — und solch eine Frau wie Du bist! — Und dann, im Grunde bin ich ja ein ehrlicher, gutmütiger Kerl, das weisst Du doch! Und sieh —, ich liebe Dich! Liebe Dich wirklich und aufrichtig, mit Leidenschaft und Eifersucht und Allem. Das macht doch Alles, was ich verbrach, wieder gut! Nicht wahr, Maruschka? — Täubchen, komm, sieh mich an! — Ich bitte Dich doch meine Frau zu werden!

Maruschka, zuckt wieder kurz mit den Achseln und erhebt sich schwankend.

Rachmanoff, tief erstaunt zurücktretend:

Du — willst nicht?

eine Zornwelle steigt ihm ins Gesicht.

Maruschka, mit hartem Klang in der Stimme:

Nein, das siehst Du ja!

Rachmanoff:

Aber — — Und jetzt?

Maruschka:

Jetzt haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen!

Sie wendet sich.

Rachmanoff:

Du willst gehen?

Er umfasst ihre ganze Gestalt mit einem heissen Blick.

Maruschka:

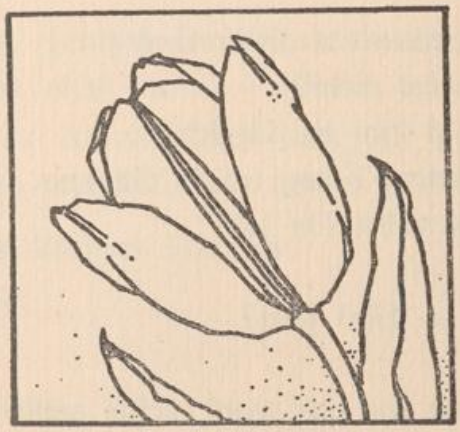
Was denn sonst?

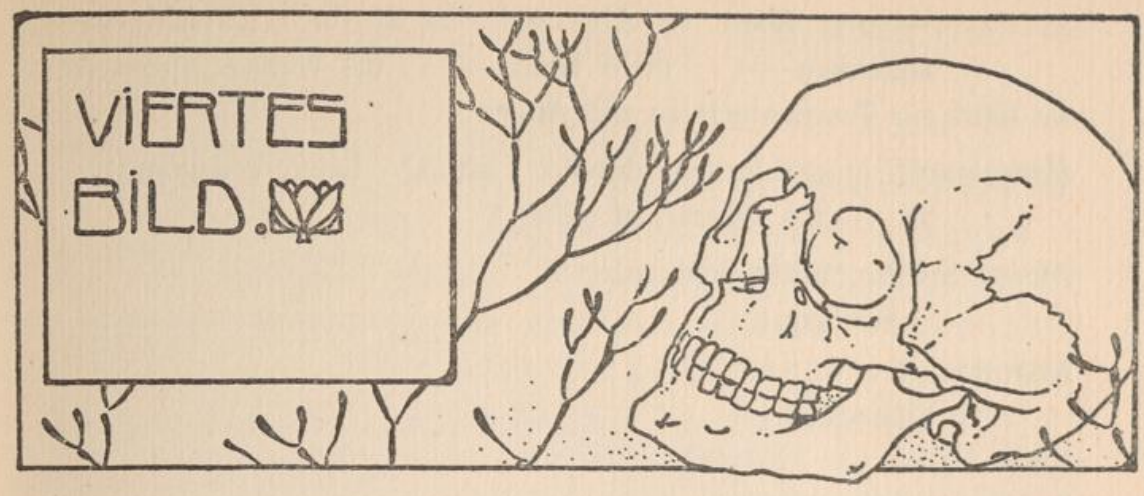
Sie kehrt sich ihm noch ein Mal zu, sieht den Blick und errät seine Begierde. Dann sagt sie in gleichgültigem, fast trockenem Ton:

Ach so —!

Sie schreitet langsam auf das Schlafzimmer zu und verschwindet in der Thür.

Rachmanoff, sieht ihr erstaunt zu, geht ihr nach und späht durch die Thürspalte. Dann zuckt er die Achseln, kommt leise pfeifend wieder zurück und kreuzt, nachdem er noch ein Glas Sekt geleert hat, eine Weile durch das Zimmer. Schliesslich bleibt er stehen, löscht rasch die beiden Lampen aus und betritt das Schlafzimmer.





Zwei Monate später. Abends 6 Uhr. Das Zimmer Mutter Emilias. Dieselbe Halbbeleuchtung. Im Kamin ein hellloderndes Feuer. —

Mutter Emilia, in schwarzer Seidenrobe. Ihr Gesicht hat tiefe Kummerfalten bekommen. Ihre Gestalt scheint zusammengefallen. Vor ihr stehend *Rachmanoff,* in Gehrock, mit Cylinder.

Rachmanoff, sich verbeugend:

Gestatten Sie, gnädige Frau, dass ich Ihnen den Ausdruck innigsten Beileides — —

Mutter Emilia, mit einem leisen Zittern in der Stimme:

Sie haben sie gekannt, lieber Herr Rachmanoff, — nicht wahr. Wenn auch nur kurz. Ach Gott, es war ja schon damals eine so traurige Zeit, — die Trennung, das Gericht

— und Alles. — Aber so! Es ist doch garnicht auszudenken — — mein Kind — — ins Wasser — — —

sie führt ein Taschentuch an die Augen.

Rachmanoff, immer in sehr devoter Haltung. Leise, bedauernd:

Ja, — ins Wasser zu gehen!

Mutter Emilia, unter Schluchzen:

Schrecklich!

Rachmanoff:

Schrecklich!

Kurze Pause.

Mutter Emilia:

Bitte, nehmen Sie Platz.

Sie setzen sich. *Rachmanoff* unmittelbar an dem Kamin.

Mutter Emilia:

Ich — ich schrieb Ihnen schon, dass der letzte Wille meiner Tochter mich veranlasste, Sie zu mir zu bitten.

Rachmanoff, verbeugt sich stumm.

Mutter Emilia:

Es ist da nämlich ein Brief.

Rachmanoff:

Ein Brief?

Mutter Emilia:

Ja. Ach, sie hatte ja immer ihre kleinen Eigentümlichkeiten. Sie haben sie ja auch gekannt. — — Ja, ja, — aber eine gute Tochter war sie doch.

Sie benutzt wieder das Taschentuch.

Rachmanoff, ist unruhig geworden und fixiert Mutter Emilia mit Ungeduld.

Mutter Emilia, rafft sich zusammen:

Ach, sehen Sie. Sie müssen mir die Thränen schon verzeihen. Ich bin eben eine alte Frau und es hat mich zu sehr mitgenommen. Es kam zu plötzlich, obwohl ich ja Alles kommen sah. Die ganze letzte Zeit, die schreckliche Zeit. — Wie sah das Kind auch schliesslich aus: ein Teint, garnicht wiederzuerkennen! — Ja ja, schrecklich! — Denken Sie sich nur, selbst Merculier war hier. Er besuchte mich, als sei nie etwas zwischen uns vorgefallen. Und wirklich, er war ganz der Alte geblieben. — Ach, es ist zu schrecklich! — —

Rachmanoff:

Schrecklich.

Mutter Emilia:

Aber, was rede ich da Alles. Also es handelt sich um einen Brief.

Sie sucht mit der Hand in ihrer weitläufigen Kleidertasche.

Er kam am Tag nach ihrem Tode. Denken Sie! — Lebend hatte sie ihn noch auf die Post gegeben.

Sie zieht den Brief hervor.

Und hier, da — auf dem zweiten Couvert — — nun, wo ist denn meine Brille?

Sie sucht wieder in der Tasche.

Rachmanoff, entdeckt die Brille auf einem Taburet und reicht sie ihr:

Hier.

Mutter Emilia, wehmütig:

Ach, ich bin alt geworden! — Also auf dem Couvert steht: „Dies soll Dir der Advokat Rachmanoff nach meinem Tode vorlesen. Ich bitte Dich, es vorher nicht zu öffnen.“ Hier sehen Sie!

Sie reicht ihm zitternder Hand den Brief.

Rachmanoff, nimmt hastig das Papier und betrachtet es mit sichtbarer grosser Unruhe:

Ja — Ja! — „vorher nicht zu öffnen“ — —

Mutter Emilia:

Ja. Und da möchte ich Sie nun bitten — —

Rachmanoff:

— Kann ich — darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, gnädige Frau? — Nämlich, dass Sie noch etwas mit dem Oeffnen des Schriftstückes warten. —

Mutter Emilia:

Ach nein, Herr Rachmanoff. Ich habe es so wie so schon eine Zeitlang verzögert. —

Rachmanoff:

Es — könnte Sie doch vielleicht — sehr erregen!

Mutter Emilia:

Nein, nein! Es ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen, auf mich Rücksicht zu nehmen. Denn schliesslich; ich bin gar zu rasch eine alte Frau geworden. Ja, ja —, so ganz ohne Kind. Es ist sehr hart! — Aber Merculier hat mir versprochen, dass ich meine Enkel manchmal sehe.

Rachmanoff, legt mit kurzem Entschluss seinen Cylinder auf den Nebenstuhl:

Nun, — wie Sie wollen, gnädige Frau!

Er reisst das Couvert auf.

Mutter Emilia, fährt bei dem Geräusch zusammen, setzt sich dann aber in etwas steifer Haltung zum Horchen zurecht und faltet die Hände über dem Schoss.

Rachmanoff, dem man an jeder Geberde, besonders an der Stimme die verhaltene Erregung anmerkt, liest sehr langsam, sich oft räuspernd, indem er immer mit den Augen die folgenden Zeilen vorher überfliegt:

Wenn Du, liebe Mutter, — chm, chm, — liebe Mutter nach meinem Wunsche gehandelt hast, wie ich das garnicht bezweifle, so wird Herr — chm — Rachmanoff, sehr elegant, wie er immer ist und — vielleicht mit — sehr blassem Gesicht Dir jetzt diese meine Zeilen vortragen.

Mutter Emilia:

Ach Gott! — Da kann sie noch scherzen! Aber so war sie immer. Sie müssen ihr das nicht weiter nachtragen.

Rachmanoff:

O, ich bitte Sie!

Kurze Pause.

Rachmanoff, weiterlesend:

meine Zeilen vortragen. — So schwer und furchtbar auch jetzt das Gefühl meines verzweifelten Zustandes auf

mir lastet, — wenn ich an Eure Situation da in dem alten Wohnzimmer denke, muss ich etwas lachen. Es ist eben eine — chm, chm — Vergeltung, wenn auch nur eine schwache, unendlich schwache!

Mutter Emilia:

Verstehen Sie von alledem etwas?

Rachmanoff:

Nicht das Geringste!

Mutter Emilia:

Ein sonderbares Kind war es doch.

Rachmanoff:

Ja, sonderbar! chm! Soll ich auch lieber abbrechen, gnädige Frau?

Mutter Emilia:

O nein, lesen Sie nur weiter. Ich weiss garnicht, worauf sie hinaus will.

Rachmanoff, beugt sich, um seine Erregung zu verbergen, beim Lesen mehr und mehr zum Scheine des Kaminfeuers hinab:

Du liebe Mutter, hast mich so gut erzogen, wie Du es verstanden hast. Alles, was ich von guten Dingen sah und an reinen Dingen in mich aufnahm, habe ich Dir zu verdanken. Ich küsse Dich dafür, obwohl — chm! — Herr Rachmanoff jetzt ein bitteres Lächeln nicht hat unterdrücken können. — — Aber trotzdem hast Du mich nicht verstanden, Liebe. Und wie solltest Du das auch, die Du aus einer ganz anderen Schule bist und durch eine ganz andere gingst.

Rachmanoff schöpft Atem, fährt dann fort:

Sieh Mama, eigentlich habe ich Dich erst in den letzten zwei Monaten lieben gelernt. Ich lebte toll, rasend, mich zu betäuben. Ich warf meinen Körper Fremden, mir innerlich Fremden hin und deckte Alles doch noch mit dem Lügenschleier der Convenienz zu. Da habe ich Dich bewundert. Du wusstest es ja, — wusstest aber auch, dass Du nicht helfen konntest und so musstest Du es ertragen, in Deiner nächsten Nähe Dein Kind zu Grunde gehen zu sehen. Ich küsse Dich!

Rachmanoff liest immer schleppender:

Warum ich Dir das von einem Dir Fremden vorlesen lasse? — Du wirst es sehen. — Sieh, ein Mensch hat mir einmal einen Traum vor Augen gezaubert, einen hinreissenden, entzückenden Traum. Er sprach so überzeugend, so ernst, so wahrhaftig zu mir — chm! — und ich glaubte ihm. Glaubte ihm! Mein Geist gierte nach dem Neuen, das mir Alles erlaubte und mich dennoch freizusprechen schien und so warf ich auch meinen Körper in das zügellose Neue hinein! Ach, — es war ja eine Enttäuschung! Eine entsetzliche grausame Enttäuschung! — Die zerschmetterte mich! — Er hatte mich — — chm! — belogen. Belogen, getäuscht; nur um mich zu gewinnen. Vielleicht war es ihm im Momente auch Aufrichtigkeit —, im Momente — — ich weiss es nicht. Aber einmal verriet er sich. — — Damals machte ich meine Rechnung mit ihm. Ich — — warf mich ihm — noch einmal hin und sah ihn nie wieder!

Kurze Pause.

Rachmanoff, beugt sich tiefer auf das Blatt.

Mutter Emilia, weint leise vor sich hin.

Rachmanoff, mit fast undeutlicher Stimme:

Ich weiss nicht, ob ich ihn verdammen soll. Sieh, Mutter, der, der mich seelisch verdarb, ist — —

Rachmanoff hat sich tief herabgebogen und lässt jetzt, wie zufällig, das ganze Blatt in den Kamin flattern.

Rachmanoff:

Um Gotteswillen! —

Er macht vergebliche Versuche, das Papier wieder zu bekommen.

Mutter Emilia, die sein Gebahren nicht beobachtet hat, fährt erschrocken auf:

Was ist denn? Um Gott! Sie haben es fallen lassen? —

Rachmanoff, sehr bleich, stammelnd:

Es ist mir entsetzlich leid, gnädige Frau! — Das auch — mir das passieren konnte! — Ich war nur so benommen im Moment! — —

Mutter Emilia, sieht ihn sonderbar an:

Sie sind nicht wohl? —

Rachmanoff, nimmt sich krampfhaft zusammen:

O, bitte! Ganz im Gegenteil! Aber — ich habe so schwache Nerven, — und so — den Brief einer Verstorbenen.

Mutter Emilia, schwer atmend:

Herr — Herr Rachmanoff! — Sind Sie der Mann, von dem Maruschka da sprach?!

Rachmanoff, mühsam:

Aber, gnädige Frau, ich bitte Sie! Ich — ich — wie kommen Sie darauf? —

Mutter Emilia, fixiert ihn scharf.

Rachmanoff:

Es — es thut mir entsetzlich leid — solch ein unschätzbares — unschätzbares Papier! — Hätte ich es doch nicht verloren, — es wäre ja meine beste Rechtfertigung gewesen! Dieser Verdacht — —

Mutter Emilia:

Dieser Verdacht —

richtet sich sehr grade auf, scharf:

Herr Rachmanoff! Sie lügen! Verteidigen Sie sich nicht! Ich sehe es! —

Rachmanoff, torkelt erschrocken zurück. Eine fliegende Röte bedeckt sein Gesicht.

Mutter Emilia:

Oh — jetzt, jetzt weiss ich! An jenem Abend schon — — „Endlich wieder ein Mensch!“ sagte sie. — Verteidigen Sie sich nicht. Sie schänden nur das Andenken meiner Tochter.

Rachmanoff, laut, fast schreiend:

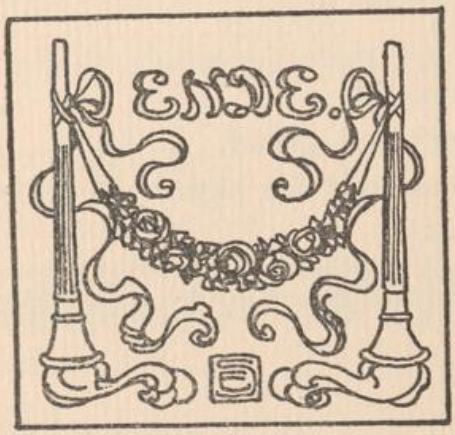
Gnädige Frau! — Ich — ich beschwöre Sie —

Mutter Emilia, kalt:

Reden Sie nicht weiter. Ich bin alt, ja sehr alt geworden. Aber ich habe einen scharfen Blick behalten! — — Und — — im Uebrigen: der Brief ist verbrannt, — meine Tochter ist tot! — — Wir — wir haben uns weiter nichts zu sagen.

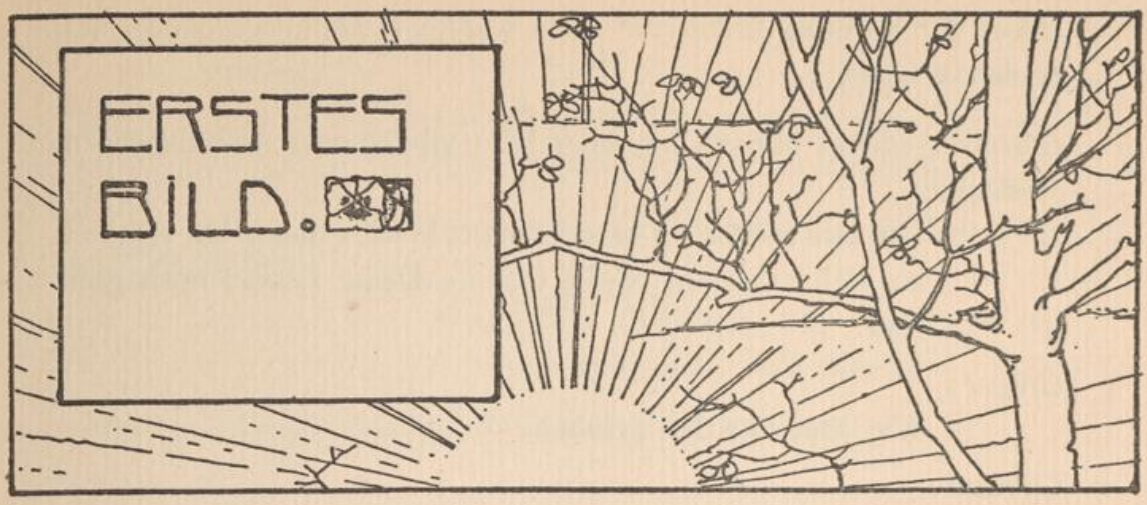
Rachmanoff, verbeugt sich stumm wie betäubt, greift unbeholfen nach seinem Cylinder und verlässt das Zimmer.

Mutter Emilia, sinkt, nachdem er gegangen ist, wie gebrochen in einen Sessel.



CLARISSA·LISCOL.

NOVELLE·IN·DRA-
MATISCHER·FORM
IN·ZEHN·BILDERN.



Clarissa sitzt handarbeitend in einem beige-farbenen Herbstkleid auf der grossen, weissen Terrasse, die zum Park hinabführt. Sie hat ein schmales, blasses Gesicht und einige tief eingegrabene von durchlittenem Erfahren erzählende Linien um den Mund. Aber ihre dunkelen Augen scheinen die eines Kindes zu sein, das gerne fragt und sich über Alles erstaunt.

Dass sie neunundzwanzig Jahre alt ist, merkt man an der ruhigen Sicherheit, mit der sie sich bewegt und Alles um sich erfasst.

Neben ihr liegt *Gregor Liscol* in einem tiefen Krankenrohrstuhl und spielt mit seinen langen, blauadrigen Fingern an der damastenen Theeserviette. Die schlaffen, unausgebildeten Züge seines Jünglingsgesichtes zucken hin und wieder nervös auf. Aber sobald er Clarissa anblickt, kommt ein schwärmerisches Glücksstrahlen in seine Augen.

Ueber der Terrasse brütet die volle warme Nachmittagssonne eines Septembertages.

Clarissa, spricht immer mit einer leise vibrierenden, beruhigenden Altstimme:

Du bist wieder so blass, Gregor! Ich glaube, Du arbeitest zu viel. Gestern Nacht brannte Deine Lampe noch ganz spät!

Gregor:

Wie hast Du das gesehen?

Clarissa:

Ich konnte nicht schlafen, — auf der grossen Wiese draussen lag das Mondlicht wie ein dicker Milchstrom. Da trat ich auf meinen Balkon hinaus — und sah Deine Lampe.

Gregor:

Warum konntest Du nicht schlafen?

Clarissa:

Warum? — Ach — s'ist wohl thöricht von so Jemandem Vernünftiges, wie ich es sonst bin — — aber manchmal habe ich etwas Drückendes! Vorahnungen vielleicht. Ganz dumme Gefühle. Die machen mir dann Kopfweh.

Gregor, spricht stets schleppend und leise:

So —? wie sonderbar, — hast Du das also auch!

Clarissa:

O, nur ganz selten. Ich trinke immer kaltes Wasser, — dann geht's wieder fort.

Gregor:

Sonderbar!

Er fährt müde mit der Hand über die Stirne, stützt den Kopf und verliert sich im Anschauen der weiten sonnigen Landschaft.

Gregor, nach einer Pause, während der Clarissa sich frischen Thee eingeschenkt hat:

Sag' mal —! Weisst Du eigentlich, was mit Papa vor sich geht, — — diese ganze letzte Zeit über?

Clarissa, führt gleichmütig die Tasse an ihren Mund:

Ja! —

Gregor:

Und — — Du — — willst's mir nicht sagen?

Clarissa, kurz:

Nein! —

Gregor lässt sich mit traurigem Gesichtsausdruck in den Stuhl zurücksinken. Als ein Papier in seiner Tasche knistert, fährt er hastig darnach.

Dann liegt wieder tiefes Stillschweigen zwischen den Beiden.

Gregor:

Die Bilder von Mama sind alle schlecht, — — nicht wahr, Clarissa?

Clarissa:

Ja! Ihren Ausdruck hat keines festgehalten. Sie war so schön, wenn sie lächelte.

Gregor:

Wieviel älter war sie als Du?

Clarissa:

Neun Jahre. — Die Leute hielten sie aber immer für die jüngere Schwester.

Gregor:

Papa hatte sie sehr lieb, — — nicht wahr?

Clarissa:

Ja, Gregor! — Du hast's mich schon so oft gefragt!

Gregor:

Ob er sie wohl einmal vergessen könnte?

Clarissa, schweigt.

Gregor:

Er spricht ja immer von ihr, — — immer! Manchmal denke ich, wie es wohl wäre, wenn sie plötzlich wieder vor mir stände. Den Gedanken kann ich nicht ertragen, — denn ich glaube, sie wäre mir ganz fremd geworden. Eigentlich bist Du mir doch Alles!

Clarissa:

Armer Junge!

Gregor:

Manchmal — — nicht wahr, Du bist nicht böse, wenn ich so rede? —

Clarissa:

Ich bitte Dich, Gregor!

Gregor:

Manchmal denke ich, was wohl aus mir würde, wenn Du fortgingst!

Clarissa:

Aber Junge!

Gregor:

Nein, sei nicht böse! Ich meine — vielleicht verheiratest Du Dich doch einmal. — Wollten Dich denn nicht schon Viele zur Frau haben?

Clarissa:

Ist sehr — sehr lange her.

Gregor:

Und wenn Du fortgingst, — — ich bin ja ein Krüppel — lebe höchstens noch zehn Jahre.

Clarissa:

Sag' das doch nicht immer. Ich gehe nicht von Dir.

Gregor:

Versprichst Du's mir?

Clarissa:

Ich verspreche es Dir.

Gregor, sieht sie lange wie etwas Heiliges, Entzückendes an und fasst wieder nach dem Papier in seiner Tasche, dann sagt er nach einer Weile langsam:

Warum soll ich eigentlich nicht davon sprechen, — — dass ich bald sterbe?

Clarissa:

Das ist ja solch' eine schwarze unsinnige Idee von Dir, Gregor. Wenn Du vernünftig gepflegt wirst, wie jetzt — —

Gregor:

Es ist mir gar keine schwarze Idee, Clarissa! — Manchmal sogar eine ganz freundliche. Sieh, — Du musst nicht

vergessen, dass ich immer und immer gelegen habe — von ganz klein auf. Da habe ich so viel über mich nachdenken können. Oben — das blaue Zimmer, das hat eigentlich meine ganze Jugend in sich geschluckt. Einmal hat mir auch jemand gesagt, — — ich weiss nicht mehr wer, dass ich meine Krankheit von Mama geerbt habe. Und Mama — ich weiss wohl, was ihr fehlte! Es schlich sich langsam durch ihren ganzen Körper, — als es aber an das Herz kam, war plötzlich alles zu Ende. Grade so wird's auch mit mir sein! — Manchmal, — wenn ich ganz still liege — und die Gardinenmuster zähle und draussen die Wolken ziehen sehe und nachdenke, — dann fühle ich es schon in mir kriechen. Aber Du musst nicht denken, dass mich das traurig macht — —! Nur wegen zwei Dingen thut's mir leid, — — für die möchte ich wohl länger leben! —

Clarissa, sieht ihn seltsam bewegt an.

Gregor, leise:

Das allererste und grösste und liebste — bist Du, Clarissa! Ich möchte Dich kennen — ganz, ganz kennen! — Verstehst Du? — Es wird mir so traurig zu Mute, wenn ich sehe, wie fremd die Menschen neben einander herleben können — — wie zum Beispiel Papa und ich — —

Clarissa:

Gregor! Deinem Vater bist Du das Liebste, was er besitzt. Er kann's nur nicht ausdrücken.

Gregor:

Das — ist's ja grade! — Dass er's mir nicht zeigen kann. Wer hat's mir überhaupt gezeigt — ausser Dir? — Und weisst Du — oft sehne ich mich so nach Zärtlichkeit. Einmal habe ich etwas gesehen — Clarissa — das war mein tiefstes Erlebnis! 's ist schon über ein Jahr her, — da fuhr ich im Krankenstuhl durch's Dorf. Die Hanna war müde geworden zu schieben, ruhte etwas aus und wir standen grade vor einer ganz kleinen zerfallenen Bauernkate. Da kamen zwei alte Leute heraus, — er mit einer Hacke, wollte wohl arbeiten gehen, und sie war ganz verhutzelt und hatte schon weisse Haare. Als die Beiden aber etwas miteinander gesprochen hatten, — küssten sie sich und dann ging der Mann fort. Weisst Du — wie mich das getroffen hat! — dieser Kuss! Die zwei alten Munde hatten sich gespitzt und die Linien drum herum waren ganz weich geworden, — es war so schön anzusehen gewesen. Damals dachte ich — dass es wohl etwas seltsam Herrliches sein müsste um etwas, das zu solch einem Kuss gehört zwischen so einfachen Leuten, — und ich denk's noch. Und dann — dann machte ich damals mein erstes Gedicht! Der Augenblick hatte es mir gegeben. — Das war mein Erlebnis. Von da an konnte ich Worte finden, die weich waren und zu einander passten. Und das ist das zweite, weswegen ich noch länger leben möchte, — wegen meiner Gedichte! Die Natur ist doch gerecht. Sie hat mir das gegeben: — wenn ich steif liegen muss und Schmerzen habe, — Nachts, wenn niemand mehr

wacht, — dann kann ich leise vor mich hinsprechen, und es wird ein Gedicht, — das macht mich dann ruhig — fast glücklich und ich fühle mich nicht mehr allein. —

Clarissa:

Du darfst Dich nie mehr alleine fühlen, — Gregor!

Gregor:

Nein! — jetzt nie mehr! Wo Du versprochen hast, bei — mir zu bleiben.

Die Sonne ist langsam hinter die hohen Bäume gesunken. Die werfen lange, kühle Schatten über die Terrasse.

Clarissa:

Wird's Dir nicht zu kalt, — Gregor?

Gregor:

O nein!

wie für sich:

Wie Du das sagst: „Gregor?" — Niemand kann's wie Du! Eigentlich bist Du doch garnicht so viel älter als ich — Clarissa, — nur neun Jahre! Wenn ich daran denke — — —

flüsternd:

Du! — Clarissa, manchmal habe ich Angst vor mir, — manchmal Nachts!

Clarissa:

Das darfst Du nicht, Gregor. Das bildest Du Dir ein!

Gregor:

Nein, wenn ich lange gelegen habe, — dann regt sich's in mir. Das ist nicht die Krankheit, — das ist etwas

Anderes, — etwas wie verborgene Kraft, — die will dann irgendwo hinaus, —

klagend:

und ich weiss doch nicht, was sie bei mir will! Was soll mein kranker Körper mit solcher Kraft? — Dann wird meine Stirn heiss — und in mir zuckt's — und ich sehne mich — —

Clarissa, legt ihre kühle, schlanke Hand auf seine Stirn:

Gregor, — lieber Junge, — das muss Dich nicht unglücklich machen — — —

Gregor, hastig:

O nein, — wenn ich dann Worte finden kann — Du weisst schon! — Worte — — dann bin ich garnicht unglücklich!

Clarissa, sieht lange ernst vor sich hin, ohne weiterzuarbeiten.

Gregor, mit einem scheuen Aufblick:

Clarissa!

Clarissa, liebevoll:

Gregor?

Gregor:

Gestern — gestern Nacht habe ich — Worte gefunden und ich — möchte sie Dir gerne geben!

Clarissa:

Willst Du's mir nicht wieder lesen?

Gregor, hastig, indem er das Papier aus der Tasche zieht und es fest umklammert hält:

Nein — nicht vorlesen!

Er erhebt sich mühsam und lächelt wehmütig, als Clarissa ihm beispringen will, ihn zu stützen:

Lass' nur, — bin garnicht so schwach —! Manchmal möchte ich doch länger leben! Da!

Er reicht Clarissa das Papier, lächelt ihr noch einmal zu, schleppt sich zu der grossen Terrassenthür, die in den Salon führt und verschwindet im Zimmerdunkel.

Clarissa, sieht ihm mit traurigen Blicken nach. Als sie dann das Papier liest, steigt ihr langsam eine Röte in die Wangen. In ihren Augen liegt Trostlosigkeit.

Jetzt werden im Salon feste Männerschritte laut. Clarissa schiebt das Blatt halb unter ihre Theetasse, dass der leise erwachende Abendwind es nicht fortführe.

Professor Edgar Liscol betritt die Terrasse. Er ist 48 Jahre alt, hat eine untersetzte Figur und ein kluges energisches Gesicht mit Vollbart. Seine Hände sind weiss und wohlgepflegt. Er hat abrupte, heftige Bewegungen und seine Kleidung ist nonchalant.

Liscol, spricht in erregten Momenten überlaut:

Alleine — Clarissa?

Clarissa:

Gregor ist hinaufgegangen.

Liscol:

Was thut der Junge eigentlich? Arbeitet er zu viel für sich? — Sieht wieder viel elender aus!

Clarissa:

Er empfindet es manchmal sehr — Edgar! — dass Du Dich so wenig mit ihm beschäftigst.

Liscol:

Aber Kind, — — ich habe immer zu thun — und sehe doch auch jeden Tag ein paar Mal nach ihm! Allerdings — — hab' es mir schon überlegt, — nachdem er den Hauslehrer da nicht mehr gewollt hat, muss man etwas Anderes für ihn thun.

Clarissa:

Er gebraucht keinen Hauslehrer, Edgar! Er gebraucht etwas ganz Anderes!

Liscol:

Was Anderes?

Clarissa, ernst:

Lies das 'mal! —

giebt ihm das Papier.

Liscol, liest, schüttelt häufig den Kopf und hat straff zusammengezogene Augenbrauen, als er Clarissa das Blatt zurückreicht:

Dummer Junge!

Clarissa:

Armer Junge, — Edgar!

Liscol springt auf und geht mit kurzen erregten Schritten auf der Terrasse hin und her.

Clarissa folgt ihm mit den Blicken.

Liscol:

Muss anders werden — ganz anders! Muss was geschehen! Ich — — ich muss — —

bleibt vor Clarissa stehen, die ihre Arbeit still wieder aufgenommen hat.

Du! — Clarissa! Muss mal was mit Dir sprechen! Hat mich schon lange gequält! Hat mich so herumgetrieben, dass ich garnicht mehr arbeiten konnte, — — die ganze letzte Zeit! —

Clarissa arbeitet ohne aufzusehen fort.

Liscol, etwas ruhiger:

Ich bin ein Egoist, Clarissa! Das weisst Du auch — sagst's nur nicht! Manchmal sehe ich's selbst ganz klar und suche mich zu — bezwingen. Aber dann geht's immer wieder mit mir durch. Ich habe etwas in mir, das lässt mich Alles so formen, wie ich's am Besten, — am Vorteilhaftesten, — am Schönsten für mich haben kann. Und — Glück habe ich ja gehabt, — s'ist mir immer gelungen, — schliesslich ist's eben bei Allem mein Grundtrieb. Nur bei Einer — bei Gerda — konnte ich meinen Egoismus zurückstecken, — das weisst Du, — für die konnte ich Alles! Aber — jetzt — jetzt — —

Er holt etwas erschöpft Atem und setzt sich dann neben Clarissa.

Sieh! — Damals, als ich nie in einen Kontakt mit meinen Schülern kommen konnte — und dann auch nicht in der eigenen Arbeit vorwärts kam — damals, als ich die Professur niedergelegt hatte, — ganz hierher auf's Land zog und Dich bat, Gregors wegen zu mir zu kommen, — da — dachte ich — Alles würde sich anders machen. Ich wollte nur Genuss in der Arbeit suchen. Ich habe gearbeitet — und — ich sag' Dir — auch an mir habe ich all' die Zeit gearbeitet, — — aber jetzt — schliesslich geht's nicht mehr. — — Sieh, Clarissa. Ich bin ein

Mann und habe Kräfte und Wünsche — und einen grossen Trieb zu — geniessen. Ich möchte, dass Alles um mich herum glatt läuft und warm ist, — ich möchte aber Nichts dabei zu bemerken brauchen — von dem um mich herum. Gerda liebte ich. Nachdem sie starb, habe ich noch — lange, lange in ihr gelebt — und durch sie — genossen! Verstehst Du, wie ich's meine? — Ich bin in den Zimmern umhergegangen, die sie eingerichtet hat und jedes alte Bild habe ich gestreichelt und die gestickten Kissen habe ich so zurechtgerückt, wie sie zu ihrer Zeit gelegen haben — und an Alledem habe ich gehangen, wie an etwas Heiligem, das Einen berauscht —, und ich werde auch immer d'ran hängen. Aber, als Du dann herzogst, — besonders dies letzte Jahr habe ich's gefühlt, — da ist es seltsam in mir hergegangen. Weisst Du, — ich habe Dich gesehen, wie Du frisch warst und frei lebtest — und zwischen uns — und Allem um uns — hergingst wie etwas Neues, aus andrer Welt, andrer Zeit. — Nicht wie 'was Fremdes, — aber mir kam vor, als habest Du anderes Blut in uns gebracht — neues, — ich fühlte nicht mehr das, was vorher in Gregor und mir geflossen hatte — und mit dem — alten Blut war ich doch an Gerda gebunden gewesen. Da hat mich eine Angst gepackt. Sieh — es störte mich, — ich wollte nicht, dass mir das Heilige, diese Erinnerung an Gerda verloren ging. Und ich fühlte doch, wie die abblasste, — toter wurde, — fast verloren ging. Das hat mich unglücklich gemacht, — all' diese Zeit. — Verstehst Du's wohl, Clarissa?

Clarissa, mit heller, fester Stimme:

Ja, Edgar!

Liscol, tief aufatmend:

Ja, — sieh — und nun kann ich das nicht mehr aushalten. —

Clarissa, leise:

Da meinst Du, — es ist das Beste, wenn ich — gehe?

Liscol, hastig:

Nein, nein! Nicht gehen! Es muss nur wieder wie früher werden, — es muss wieder aufleben, — das alte Blut. Alles in mir drängt danach, — und dazu kannst nur Du mir — verhelfen. — Allein Du! — Du bist doch ihre Schwester!

Clarissa, ruhig, wie sinnend:

Deshalb willst Du mich — zur Frau?

Liscol:

Ja, Clarissa! — Ich dachte früher, es ginge auch anders? Aber es muss enger werden, — wärmer — zwischen uns! Verstehst Du? So wie es jetzt ist, — darf es nicht weiter sein. Es stört mich, — — ich komme sonst auf — andere Wege — mit meinen Wünschen — —!

Clarissa:

Ich bin eine ganz andere Natur, als Gerda war. Und wenn's Dir vorkam, als habe ich — anderes Blut, — so kam das eben daher, weil ich jünger bin, als Gerda war, — und länger in der Welt, in der Gesellschaft lebte und

weiter mit vorwärts gegangen bin. Das alles hat Gerda ja nicht mehr mitgemacht. Sie hast D u doch damals aus Allem herausgerissen.

Liscol:

Ja, — ich wollte sie ganz für mich haben.

Clarissa:

Ich bin ein anderer Mensch.

Liscol, fast schüchtern:

Aber — Du kamst doch hierher, — um — wie Du damals sagtest — —

Clarissa:

Ja, Edgar, — Du weisst's ja. Ich wollte Ruhe haben und war draussen müde geworden. Und dann war mein Leid noch so frisch — — ich hatte ihn eben geliebt.

Liscol, wie mit einem geheimen Ingrimm:

Liebst Du ihn — auch jetzt noch, — nachdem er so schwach — so verächtlich — —

Clarissa:

Ich — — weiss — nicht!

Liscol, traurig und langsam:

Ich — ich kann Dich ja nicht — zwingen, mich — gern zu haben, Clarissa.

Clarissa:

Warum soll es nicht so bleiben, wie es jetzt ist? —

Liscol, aufspringend:

Besser, als ich's gethan — — nochmal kann ich Dir's

nicht klarmachen! Hab' da mehr aus mir rausgeholt, — als ich's sonst überhaupt kann.

Eine lange Weile Stillschweigen.

Liscol:

Sieh doch, Clarissa! So, wie's jetzt mit Gregor steht, er weist auf das Papier,

geht's auch nicht weiter! Er muss sich in das richtige Verhältnis zu Dir finden. Will's Gott, bekomme ich ihn noch einmal wieder ganz hoch. Was er da schreibt, — darin steckt was, das ist ja eigentlich — natürlich — in seinen Jahren — — Du verstehst, — — aber gerät er in irgend einen tiefen, innerlichen Konflikt, — etwa, dass er sich mit Dir, — — dass er sich in eine Dummheit hineindenkt, — dann kann das seine ganze körperliche Entwicklung hemmen und — —

Clarissa:

Edgar — ist Dir wirklich dabei besonders um Gregor zu thun? —

Liscol, fast weich:

Er ist auch eine Mitursache zu meinem Entschluss gewesen, Clarissa! Er ist eben auch ein Stück von Gerda!

Clarissa:

Glaubst Du, dass er es verstehen wird, — — Edgar!

Liscol:

Ja, Clarissa — vielleicht ist's zuerst —

Clarissa, leise:

Ein Schmerz ist es ihm sicher.

Liscol:

Jetzt noch ein Kindesschmerz!

Durch den Park geht ein flüsterndes Rauschen und es ist als neigten die Bäume demütig ihre Wipfel vor einem grossen friedevollen Geiste, der über sie dahinschwebte.

Clarissa, schaut Liscol voll und offen in die Augen:

Edgar, — ich habe Dich — sehr gern! — Lieben — — so wie den anderen, — kann ich Dich nicht!

Liscol, leise:

Das weiss ich, Clarissa!

Clarissa, langsam:

Aber Gerda — war so glücklich mit Dir. Und wenn es Dir nicht — anders — wärmer werden kann — —! Sieh, — mir kann da draussen Niemand mehr etwas bieten. Und hier ist überall Ruhe. — — Gregor habe ich versprochen, dass ich immer um ihn sein will. Dir verspreche ich — —

Liscol, ist nahe an sie herangetreten, warm:

Clarissa!

Clarissa:

Ich will Dir eine ruhige Frau werden!

Liscol:

Liebe, Du! —

Er will sie umarmen, sieht aber in ihre grossen, erstaunten, klaren Augen und küsst sie warm, fast ehrfürchtig auf die Stirn.

Liscol:

Jetzt wird Alles gut werden!

Sie stehen eine Weile sinnend neben einander.

Liscol:

Wollen wir nicht noch etwas hinuntergehen? —

Clarissa nickt nur.

Sie schreiten die grosse Treppe hinunter in den Park hinein. Wie Clarissa neben ihm geht, ist sie grösser als er und von stolzer vornehmer Figur. Unten in der Allee nimmt sie Liscols Arm. Dann verschwinden Beide langsam.

Die Dämmerung bricht herein. Nur die äussersten Wolkenspitzen sind noch von zartem Rot gerändert.

Auf dem Theetische spielt der Abendwind mit dem zurückgelassenen Blatte. Es ist, als flüstere er leise nach, was Gregors steile, kindliche Schriftzüge ihm vorsagen. Er ist aber zu sanft, um die rechte Melodie dazu singen zu können.

Und so flüstert der Wind:

„Wieder einmal die schwüle Nacht, die mir mit weichen Armen durch das offene Fenster volle, glutige, süsse Wellen, Duftwellen auf mein einsam Lager wirft.

Die schwingen über meiner heissen Stirne und singen leis' mit tausend Märchenmunden, Märchenstimmen ein seltsam fremdes, nie gehörtes Lied. Und singen, — singen, — bis mein Atem stockt, bis meine schweren Glieder aufwärts zucken, bis dass ein Fremdes, Heisses, Niegefühltes mir meine wehe Brust zersprengen will.

Was singen sie? Mir raunt ein Geist im Inn'ren: Hör', hör'! Das ist Dein Lied, — wach' auf! — Und plötzlich überwältigt mich dies Fühlen und ich muss sprechen, Worte sprechen, die ich noch niemals sprach, — so heisse schmerzensreiche, sehnsuchtsvolle Worte:

„Irgendwo in tiefen Kissen liegt ein schlanker, weicher, weisser Mädchenkörper, der sich dehnt und windet, um des Traumes schwere Fessel von sich abzuschlagen.

Geh, die Schlafende davon zu lösen!

Geh, Gregor! — Bring' ihr, wonach sie lechzet! — denn es liegt dem Traume unerbittlich offenbarte, tiefe Wahrheit innen. Sieh, wie sehnend sie die Arme ausstreckt und zur nackten Brust wieder herabpresst! Geh! Sie ist ein Weib und will den Körper, — und will Deinen armen kleinen Geist nicht, den Du Dich so abmühst zu vertiefen, — —: Nichts ist, wer nicht seines Körpers Herr ist!"

— — Ach, — ihr tausend eklen, wilden Stimmen, — weshalb giesst ihr meinen kranken Adern denn solch' furchtbar schmerzend fremdes Blut ein? Schwüle Nacht, — wirf Du mit weichen Armen And'ren Deine süssen Glutenwellen auf das Lager! Mir gehört der Tag nur, der mich nicht mit sündig bunten Schleiern höhnt, wie Du, — der schonungslos in Wahrheit mir des eig'nen Leibes Schwäche weiset, — mir mit reinen Fingern all' die Schönheit dieser Welt von ferne — ganz von fern zeigt, — dessen sonn'ge Winde meinen einen heissen Seufzer weiterklingen lassen, jenen einen steten, sehnsuchtsvollen, den ich einmal sterbend noch auf meinen Lippen tragen will: — Clarissa! — —"

Da fasst plötzlich ein Windstoss das Blatt und wirbelt es weit in den Park hinein. Fern hört man Glocken die Abendmette einläuten.

Liscol und *Clarissa* steigen langsam wieder die Treppe hinan.

Clarissa, bleibt auf der obersten Stufe stehen, — sehr ernst:

Ja, Edgar! Und so wird es auch immer zwischen uns bleiben. Ich werde die grosse Ruhe finden, — das Vergessen von dem, was da draussen geschah und noch geschieht, — das Leben für einen Zweck, für Gregor. Die Pflicht will ich jetzt noch heiliger halten — — jetzt, wo ich Dir gehöre und nicht mehr unruhig zu sinnen brauche, was wohl aus mir werden könne! — Und Du — Du wirst eben arbeiten können und — die Erinnerung wiederfinden, — ohne die Du so unglücklich gewesen bist.

Liscol:

Missversteh' mich nicht, Clarissa! Ich weiss ja, dass Du eine Individualität für Dich bist, — aber — —

Clarissa:

Lass nur, lieber Freund! Ich weiss schon, was Du sagen willst —: aber ich kann nicht leben, wenn ich nicht in Gerdas Sinne lebe —! Nicht wahr? — Wir wollen in Gerdas Sinne leben! und — wollen so Beide unseren Contrakt gut einhalten.

Liscol, unangenehm berührt:

Contrakt?

Clarissa, lächelnd:

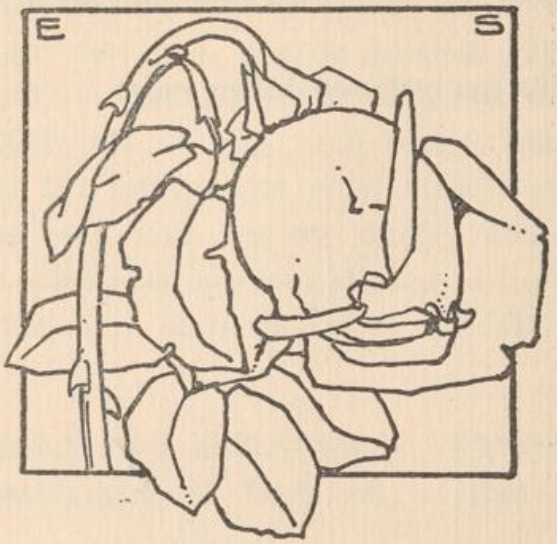
Wir verstehen uns schon, Edgar! — Aber Du hast mir versprochen, Gregor gegenüber noch nichts merken zu lassen!

Liscol:

Natürlich — Clarissa.

Clarissa, geht plötzlich zum Theetisch und sucht unruhig darauf umher:

Wo ich's nur gelassen haben mag!


E
S

ZWEITES BILD.

Es ist am nächsten Vormittag. Die Sonne fällt durch die hellen Mullgardinen in den grossen Salon. Der ist sehr altmodig, fast unbequem steif eingerichtet. Vor dem bis zur Erde reichenden, goldgerandeten Wandspiegel stehen zwei grosse Makartsträuche in Lapis Lazuli-Vasen. Auf den geblümten und goldpunktierten Tapeten sieht man alte Stiche in schmalen Holzrahmen: Maria Stuart auf dem Schaffot, Napoleons Ueberschreiten der Beresina — und so ähnlich mehrere. In der Ecke steht ein grosser weisser Kachelofen. Auf der Lehne des rotplüschenen Sophas liegen drei weisse, gestrickte Schontücher.

Clarissa sitzt schreibend an einem nussbaumenen kleinen Tisch, über dem ein vergilbtes, gepresstes Veilchenbouquet unter Glas und Rahmen hängt. Sie trägt ein modernes, glattanliegendes Hauskleid von dunklem Wollstoff.

Gregor, schleppt sich langsam durch die Glasthüre von der Terrasse herein. Er ist sehr blass, stützt sich beim Gehen an den Stuhllehnen und nähert sich zögernd Clarissa, die ihn noch nicht bemerkt hat. — Spricht stockend mit vor Erregung zitternder Stimme:

Da — bist Du?

Clarissa, wendet sich auf dem Stuhl um und fährt heftig erschrocken auf, als sie Gregor ansieht:

Junge! Was hast Du? Was ist Dir? — Wie siehst Du aus?

Gregor:

Ich — ich habe —

er sinkt in einen Polsterstuhl —

ich bin im Park gewesen.

Clarissa:

Du bist gewiss wieder zu viel gegangen, Gregor. Wie furchtbar unvernünftig! Soll ich Dir rasch ein Glas Rotwein bringen?

Gregor, mühsam abwinkend:

Nein — nein, — lass! — brauche nichts! Will nur was — mit Dir reden.

Clarissa, merkt, wie er sich zusammennimmt, beunruhigt:

Willst Du's nicht lieber später! — Was ist denn?

Gregor, hat Atem geschöpft, spricht ruhiger, aber mit unverhohlener, tiefer Bitterkeit:

Wenn Du mich überhaupt noch anhören willst, — möchte ich Dich etwas fragen! —

Clarissa:

Aber Gregor! —

Gregor:

Du weisst eben nicht, — wie es Einem ist, wenn man — — etwas geschaffen hat. Mag es auch noch so wenig wert sein! — Aber was ich Dir da gestern gegeben habe, — — sieh!

Clarissa, erschrickt:

Gregor!

Gregor:

Sieh, wenn ich etwas schreibe, dann ist's immer wie ein Rausch, der über mich gekommen ist! Manchmal klingen mir auch die Ohren ganz wild dabei und ich schreibe hastig, — — und — natürlich übertreibe ich — und lüge mir dann oft selber was vor. Aber Vieles ist doch wahr drinnen. Und gestern — da hast Du mir kein Wort über das gesagt, was ich Dir gab, — den ganzen Abend nicht — und —

Clarissa:

Bitte, hör' doch mal, Gregor!

Gregor:

— — und es war auch wohl das Richtigste so, — dass Du nichts sagtest. Es war eben nicht viel wert, — war zu viel gelogen. Denn meine Gedanken taugen eben so wenig wie mein Körper, — und das ist ja ganz natürlich: eins hängt eben vom anderen ab. — — Aber — jetzt, — vorhin — bin ich an den Weiher gegangen — und da — neben dem Wasser, — da hing das im Gebüsch!

er zieht das zerknitterte, beschmutzte Papier mit dem Gedicht aus der Tasche, wirft es auf den Tisch und sinkt schwer atmend in den Sessel zurück.

Clarissa, ist neben seinem Stuhl niedergekniet, legt ihm ihren Arm um die Schulter und hat grosse Thränen in den Augen:

Lieber, lieber Junge! — es thut mir ja so furchtbar leid! Wie das auch Alles gekommen ist! Sieh', — — dass ich gestern Abend nichts sagte, kam einfach daher, weil

ich Dir gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte. Der Wind hat das Blatt wohl fortgeweht und es war sehr — unachtsam und wenig liebevoll von mir, dass ich es da — auf dem Tische liegen liess. Aber Du musst auch nicht ungerecht sein, Gregor! Nicht ungerecht gegen Dich und mich! — Sicher ist das Gedicht etwas wert, — — nur hat es mich sehr, — sehr traurig gemacht, — —

Gregor, hastig, fast freudig:

Hat es Dich wirklich traurig gemacht?

Clarissa:

Sehr traurig! Sieh, — ich kann es garnicht ertragen, wenn Du immer wieder das alte Lied anstimmst. — Heiter und hoffnungsvoll sollst Du werden, — gestern hat noch Dein Vater gesagt, dass Du sicher ganz gesund würdest!

Gregor, schüttelt wehmütig den Kopf, hängt aber mit grossen, glänzenden Augen an Clarissas Gesicht.

Clarissa, erhebt sich langsam von den Knieen, zieht einen kleinen Stuhl herbei und setzt sich dicht neben Gregor:

Dass Du viel an mich — grade an mich — denkst, — freut mich ja so — Gregor! Aber ich darf Dir nicht zu solcher Hauptsache werden. Verstehst Du, Lieber? Für all' die — — Gefühle da, die Dich jetzt traurig machen und die — — Kräfte, die Du noch nicht anzuwenden weisst, — kommt einmal auch Deine Zeit! Und wenn sie bald — — recht bald kommt, dann wird sie Niemanden froher und glücklicher machen, als mich!

Gregor, dessen Gesicht eine tiefe Freudenröte überzogen hat:

Wirklich — — Clarissa?

Clarissa:

Ja!

Sie ergreift seine Hand.

und wo wir doch einmal so ernst miteinander sprechen — und wo ich weiss, dass ich Dein ganzes Vertrauen habe — — für immer wieder habe, — nicht wahr — Gregor?

Gregor:

Für immer, — Clarissa!

Clarissa:

Da möchte ich Dir etwas sagen, was Dich ebenso sehr angeht, wie Deinen Vater und mich — und ich hoffe, dass Du — es verstehen wirst — und dass es Dich auch ein wenig — froh macht?

Gregor:

—?—

Clarissa:

Dein Vater will mich zu seiner Frau machen, — Gregor?

Gregor, zuckt furchtbar erschrocken auf:

W — — as?

Clarissa:

Ja Gregor! Und ich will mir rechte Mühe geben, Dir eine gute — gute Mutter zu sein. Aber Mühe gebrauche ich dazu garnicht — — wir Beide haben uns doch so gern, — nicht wahr! und werden uns immer verstehen!

Gregor, sinkt fast taumelnd zurück:

Dich — Dich —?

Er ist totenblass geworden und zittert am ganzen Körper, starrt Clarissa still an und, ohne dass er es merkt, fliessen ihm während ihres Sprechens grosse, schwere Thränen über die Wangen.

Clarissa:

Sieh! — Jetzt gehören wir ganz nah zusammen und ich verlasse Dich nie — wie ich's Dir versprach. Wir wollen ein schönes, ruhiges Leben führen, — wir Drei — und uns recht verstehen lernen!

Sie streicht ihm über die Wangen.

Gregor, langsam mit halb erstickter Stimme:

Muss — — ich Dich — jetzt — anders nennen?

Clarissa, sich liebevoll über ihn beugend und ihn auf die Stirn küssend:

Nein, — liebster Junge — Dir bleibe ich immer Clarissa!

Ein langes Stillschweigen zwischen den Beiden.

Gregor starrt stumm mit thränenverschleiertem Blick vor sich auf die Erde. Manchmal geht ein nervöses Zucken durch seinen Körper. Da tritt *Liscol,* mit einem heftigen Ruck die Thür aufreissend, ein. Als er die Gruppe bemerkt, stutzt er, verständigt sich dann aber durch einen Blick über Gregor hinweg mit Clarissa und tritt an die Beiden heran. Sagt etwas gezwungen heiter und überlaut zu Gregor:

Nun, Junge! Freust Dich mit uns, — was?

Gregor nickt schluchzend.

Liscol zieht Clarissa an sich, küsst sie auf die Stirn und flüstert:

Liebe, Du! Nun wird Alles gut werden!

DRITTES BILD.

Fast fünfviertel Jahre später. Es ist Nachmittag und im Salon herrscht Halbdunkel.

Liscol geht, in der Hausjoppe, eine kurze Pfeife rauchend, auf und ab. *Clarissa* steht am Fenster und sieht träumend auf die unsicheren, bläulich-gelben Lichtstreifen, die die wolken-verschleierte Sonne auf den hohen Dezemberschnee wirft.

Liscol:

Und wie steht es mit der Einladung zu General's? — Du hast's Dir hoffentlich überlegt!

Clarissa:

Ja! — Ich gehe hin.

Liscol, unwillig stehen bleibend:

Aber, — begreife garnicht weshalb! Was kannst Du denn überhaupt an solch einer konventionellen Sache für ein Vergnügen finden? — Interessieren thun Einen all' die Leute doch schon lange nicht mehr. Und dann — weiss ich auch garnicht, ob Du's schon wieder aushalten kannst.

Clarissa, sehr ruhig, immer durch die Scheiben starrend:

Erstens bin ich vollständig gesund — und dann — habe ich auch meine Gründe, — — weswegen ich gehen will.

Liscol:

Gründe?

Clarissa:

Ja!

Liscol:

Und — — ich soll sie nicht wissen?

Clarissa:

O, weshalb nicht! Trésa wird dabei sein!

Liscol, fährt auf:

Trésa? — Ist der wieder da? — Woher weisst Du das?

Clarissa:

Ich weiss es.

Liscol:

Und — deshalb gehst Du?

Clarissa:

Nur deshalb.

Liscol:

Aber — ist ja ein Unsinn! Begreif' ich einfach nicht.

Clarissa:

Du kannst ganz ruhig sein. Ich weiss, was ich thue und werde durchführen, was ich mir vorgenommen habe.

Liscol, heftig:

Aber wozu denn?

Clarissa:

Sehr einfach!

Sie wendet sich ihm langsam zu.

Er ist jetzt Wittwer, wohnt in unserer Gegend und ich werde ihm unzählige Male begegnen, — bei meinen Ausfahrten, bei Besuchen, bei Gesellschaften. Du weisst aber selbst, dass es mir ein Ding der Unmöglichkeit ist, mit irgend Jemandem auch nur oberflächlich zu verkehren,

der in einem so sonderbaren Verhältnis zu mir steht, wie Trésa jetzt. Zwischen ihm und mir liegt ein ganz unausgetragener Konflikt.

Liscol:

Unausgetragen? — Na, — ich denke — —

Clarissa:

Weil ich jetzt Dir gehöre, sei Alles Andere nebensächlich geworden? Nein. In dem Augenblick, wo Trésa wieder in mein Leben tritt, wenn auch nur als ganz blasse Figur, muss ich mich mit ihm auseinandersetzen. Alles Andere ist mir gegen das Gefühl und ich hoffe, dass Du das respektierst. Zwischen dem Manne und mir muss Alles klar sein. Dass es das noch nicht ist — war das Einzige, was mich beengt hat, als ich Deine Frau wurde — — und wäre es überhaupt nach mir gegangen — 's hilft ja Nichts, dass man weiter darüber redet.

Liscol:

Was sprichst Du denn immer von etwas, dass noch nicht klar zwischen Euch sei? — Wenn er damals so schwächlich war, nicht einmal das Probejahr bis zur Hochzeit einhalten zu können, das Du ihm gesetzt hattest, — wenn er einfach in sein verlottertes Leben zurückfiel — und dann — solch' eine Person heiraten konnte — —

Clarissa, indem sie ihren Kopf hochwirft:

Was ich mit ihm zu reden haben, Edgar, — das ist meine Sache!

Liscol:

Aber Du provocierst da höchstens Unangenehmes, — wohlmöglich eine Scene — oder was weiss ich — und warum? — wegen einer Grille! Man kann doch neben so Jemandem hergehen, ohne ihn zu beachten. In unser Haus kommt er ja so wie so nicht.

Clarissa:

Und warum nicht?

Liscol:

Trésa?

Clarissa:

Ja! Warum nicht? — Wenn's ihm nicht unangenehm ist! — — Dass er mich einmal geliebt hat, kann man ihm doch nicht zum Vorwurf machen — nicht wahr?

Liscol:

Clarissa —! Weisst Du, wohin Dich das führt? Nimm Dich in Acht!

Clarissa, sich hochaufrichtend:

Ich rechte mit mir selbst — Edgar, — und weiss wohl was ich thue! — Einmal hat er mich — schwer — verwundet, — aber heute bin ich lange über all' das hinweggekommen. — Und dann verkehrte er auch im Hause meiner Eltern und ist im Umgang ein vollkommener Kavalier.

Liscol, bitter:

Netter Trost! —

nach einer Weile Stillschweigen.

Du willst diesen Winter wohl Gesellschaften geben?

Clarissa, immer sehr ruhig, indem sie Liscols Bitterkeit scheinbar überhört?

Ja. — Ich denke.

Liscol:

Und Gregor?

Clarissa:

Der könnte ganz gut dabei sein. Andere Menschen zu sehen würde ihn sicher interessieren, und ich fände es sehr unrichtig, wenn Du ihn immer von jedem Verkehr ausschliessen würdest.

Liscol, fast gereizt:

Ich werde es aber thun. —

Clarissa:

Warum?

Liscol:

Weil er schwach ist und nicht die geringste Erregung vertragen kann. — — Was hat's damals gekostet, bis er sich in — — uns're Heirat hineingefunden hat! Er sagt's ja nicht — aber vertragen kann er nichts. Hast's doch vor ein paar Monaten wieder gesehen.

Clarissa, etwas brüsk:

Nun, — wenn man ein Geschwister bekommen soll und sich so darauf gefreut hat wie der arme Junge — — und das Kind dann tot zur Welt kommt, — dann würde es mich sehr gewundert haben, wenn er sich nicht mit mir darüber gehärmt hätte. — Und es ist ihm besonders in meine Seele hinein ein Schmerz gewesen.

Liscol:

Ach — was! Ueberhaupt — — es passt mir einfach nicht. Ich will keine Unruhe, — keine Geselligkeit, — will's hier nicht anders haben als es zu Gerdas Zeit auch war.

Clarissa:

Aber wir müssen uns doch den Leuten gegenüber etwas revanchieren und — dann kannst Du mich doch nicht einschliessen, Edgar! Ich bin ein Mensch, dem Luft und Licht und neben Allem doch etwas frisches Leben Not thut — —

Liscol:

Clarissa! Nimm Dich in Acht! Denk an das, was Du versprachst! Er macht mir Kummer, — das weisst Du! — dieser Trieb in Dir nach „frischem Leben"! —

er bleibt plötzlich vor dem kleinen nussbaumenen Tisch stehen, über dem ein modernes Aquarell hängt:

Was? — Wo hast Du das Veilchenbouquet hingebracht? — Weshalb hast Du es fortgenommen, — Clarissa?! —

Clarissa, etwas errötend:

Ich konnte es nicht mehr ansehen, Edgar! Es war wirklich ein zu schreckliches Stück!

Liscol, sehr erregt:

Wie — wie kommst Du dazu? — das nur so einfach fortzuthun! Du weisst doch, dass es mein Erstes war, was ich von Gerda bekam. Ich — ich hoffe sehr, dass Du Dich besinnst und das recht bald — —

Clarissa:

Nein, Edgar! Ich werde es nicht wieder herhängen!

Liscol:

So! Nun, — ist ja sehr — rücksichtsvoll von Dir! — Wo hast Du es gelassen?

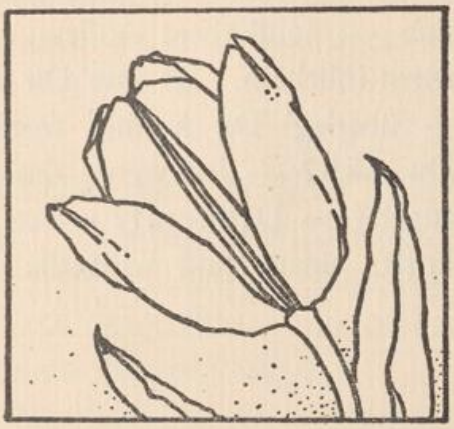
Clarissa:

Es ist oben im kleinen Salon.

Liscol, scharf:

Du hast eine — sonderbare Auffassung von Pietät und übernommenen Pflichten. Ich rate Dir nur — in Deinem Interesse — überleg' Dir künftig wohl, was Du thust! Verstehst Du mich? — Ich werde das Bouquet in mein Zimmer hängen! — Diesmal! — —

er geht hastigen Schrittes hinaus und wirft die Thür heftig hinter sich zu.



VIERTES BILD.

Ein kleiner, vornehm eingerichteter Salon, der die glänzend erleuchtete und von einer zahlreichen Gesellschaft durchwogte Zimmerflucht eines Herrenhauses beschliesst.

Aus dem hinteren Saale schallt Musik.

In einer durch zwei hohe, chinesische Wandschirme dem Eingang gegenüber fast verborgen liegenden Ecke steht ein niedriges Sopha, ein maurisches Rauchtischchen und ein bequemer Kameeltaschenstuhl.

Clarissa, tritt in tiefdekolletierter Gesellschaftstoilette ein und spricht rückwärts gewandt:

Hier können wir uns einen Augenblick setzen, Baron!

Baron Trésa folgt ihr. Er ist ein schlanker, stattlicher Dreissiger mit fast weichen Gesichtszügen und tiefliegenden Augen, trägt einen sehr eleganten Frack.

Clarissa, setzt sich hinter dem Wandschirm auf das Sopha:

Ich hoffe, Sie finden es nicht merkwürdig, dass ich etwas mit Ihnen sprechen möchte, was eigentlich nicht zu solch einer Oberflächlichkeitsmassengesellschaft passt. Aber Sie kennen mich ja, Baron, — Sie wissen, dass ich die Klarheit liebe — — und hoffe, Sie werden mir gegenüber ebenso offen sein, wie Sie es früher einmal waren, — trotz dieser Situation!

Trésa, hat sich ihr gegenüber gesetzt, spricht mit einem angenehmen immer etwas gedämpft sonorem Organ:

Aber sicher — — — gnädige Frau! Auch ich liebe — Offenheit.

Clarissa:

Gut —! Sie müssen jetzt nicht denken, Baron, dass ich alte Geschichten aufwühlen will, um uns Beide zu quälen. Ich glaube, nur noch das Recht zu haben, — Ihnen ein paar Fragen zu stellen.

Sie macht eine kleine Pause, während der Trésa etwas nervös an seinem Schnurrbart zieht und jede ihrer Bewegungen mit grossen, fast staunenden Augen verfolgt.

Clarissa:

Waren die Gründe, — die Sie mir in Ihrem letzten Briefe angaben, wirklich Ihre einzigen, — waren die es wirklich alleine, die Sie damals veranlassten — — unsere Verlobung aufzulösen?!

Trésa, leise:

Nein! Gnädige Frau! —

Clarissa:

Ich wusste es doch. — Ich kannte Sie besser, als Sie dachten.

Trésa, zögernd, mit etwas vibrierender Stimme:

Sehen Sie, — gnädige Frau, — es ist jetzt Alles so lange her — und die Situation ist für uns Beide eine so andere, — da — da kann ich Ihnen schon Alles sagen. — Ich

habe mich Ihnen gegenüber damals zu einem Schwächling herabgewürdigt, — ich sah keinen anderen Weg vor mir. — Die Wahrheit ist aber — —

wie nach einem kurzen Entschluss:

Gnädige Frau! — Damals — — vor unserer heimlichen Verlobung, — lange bevor ich Sie kannte, hatte ich mit einem Mädchen verkehrt, einem lieben, — unbedeutenden Mädchen — aus mittlerer Familie. — Da hörte ich eines Tages — nach unserer Verlobung, — dass ich das Mädchen unglücklich gemacht hatte. Es hatte — ein Kind bekommen, — gnädige Frau, — und die Eltern hatten die junge Mutter mit dem Wurm auf die Strasse gesetzt. Es war eben eine mittlere Bürgersfamilie, daher kam es, — solche Leute haben solche Begriffe. Und das Mädchen selbst war so — tapfer gewesen und hatte mir nichts von Allem gemeldet, — da reiste ich hin, — — und sehen Sie, gnädige Frau, — es riss mich von Ihnen und es schadete meiner Karriere, — aber es ging nicht anders! — Das klingt sentimental! — Trotzdem, — gnädige Frau, — es war Ehrensache!

Clarissa, wie durch Thränen hindurch:

Und — so heirateten Sie sie!

Trésa:

Ja, gnädige Frau!

Clarissa:

Wie haben Sie nur all die Jahre gelebt?

Trésa:

Das Kind starb — und meine Frau war immer krank — bis sie starb.

Clarissa, leise:

Hätten Sie mir nur damals die ganze Wahrheit gesagt! — Kurzes Stillschweigen.

Trésa:

Ich — — ja! Ich hätte es wohl thun sollen! Aber ich scheute mich. Und dann sollte es auch Niemand wissen. — Von heute an wissen Sie alleine die Geschichte meiner Frau.

Clarissa:

Sie glaubten vielleicht — — damals — — ich sei nicht stark genug. — O, — ich war stark! Es war wohl schwer Sie dem Schein nach als — — schwächlichen Menschen dastehen zu sehen, — mit dem mich weiter zu beschäftigen mir mein Stolz verbot — — und innerlich den Glauben zu behalten, — — den Glauben daran, dass Sie nicht so waren!

Trésa, aufspringend:

Sie haben den Glauben behalten — Clariss — gnädige Frau? Ich bitt' Sie um Alles! Sagen Sie mir, — haben Sie mich nicht für einen schlechten Charakter gehalten? Nicht für einen schwächlichen, verwerflichen Menschen?

Clarissa:

Nie! —

Trésa, heiss:

Clarissa! Glauben Sie also wirklich, dass ich zu Ihnen — in meinen Gefühlen — aufrichtig war? —

Clarissa, die sich langsam erhoben hat:

Ja!

Trésa, mit Jubel in der Stimme:

Clarissa! — Dann — —

Er hält ihren nackten Arm umklammert.

Clarissa, sieht ihm einen Augenblick warm und voll in die Augen, dann löst sie weich ihren Arm, den er langsam freigiebt und sagt leise:

Ja — Baron! — — das Leben! —

Es liegt ein tiefinhaltreiches Schweigen über den Beiden.

Aus den hinteren Sälen hört man die Kapelle einen Walzer spielen.

Clarissa:

Sagen Sie der Frau Generalin — mir sei — elend geworden, ich bäte um Verzeihung — —

Trésa, erschrocken:

Sie wollen gehen? —

Clarissa:

Ja! Wollen Sie mir bitte meinen Schlitten bestellen.

Trésa:

Und — — Ihr Mann?

Clarissa:

Der wird's garnicht merken. Lassen Sie's ihm nach einer halben Stunde, — nach dreiviertel Stunden durch einen Diener sagen. Aber nicht früher, — Baron.

Trésa, stockend:

Und — und erlauben Sie, dass ich Sie einmal — besuche, — Clarissa?

Clarissa, ernst:

Nein! Das erlaube ich Ihnen nicht!

Trésa:

Aber, weshalb denn nicht?

Clarissa:

Ich habe einen kranken Pflegesohn, Baron, — den ich sehr liebe, — für den lebe ich.

Trésa:

Aber was hat das damit zu thun? Weshalb — darf ich den nicht auch sehen? Wo doch jetzt alles wieder gut ist zwischen uns!

Clarissa, leise:

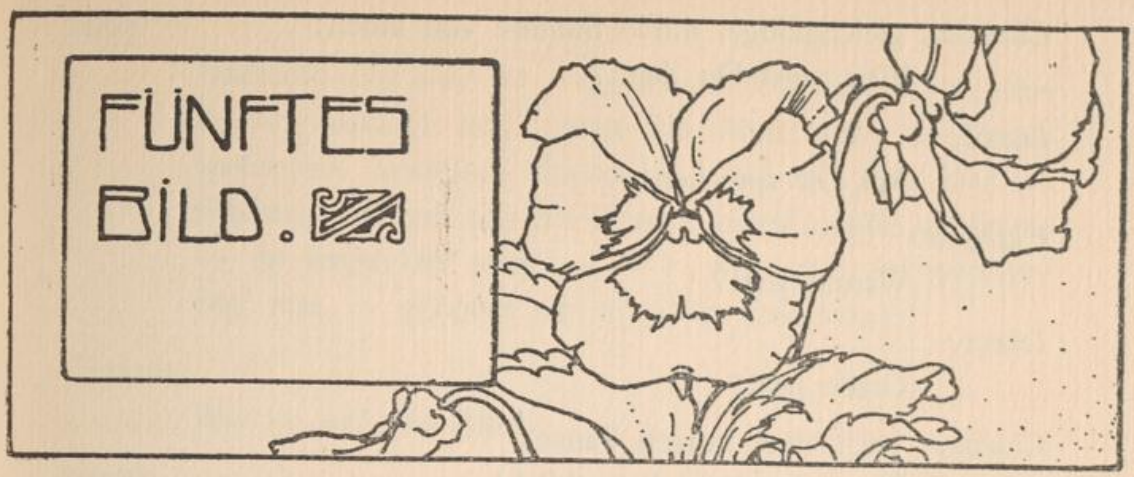
Es — — durfte vielleicht zwischen uns nicht wieder gut werden!

Trésa, tritt wie beseligt erschrocken einen Schritt zurück.

Clarissa, kurz, fast abweisend:

Ich möchte unbemerkt fortkommen!

Sie treten Beide in den nächsten Salon.



Es ist anderthalb Stunden später im kleinen einfach eingerichteten Vorraum zu Clarissas Schlafzimmer. Niemand ist darinnen. Hie und da sieht man an der Stellung der Möbel, an der Drapierung der Gardinen und einigen Bildern in modernen Rahmen, dass der leise Versuch gemacht ist, dem Zimmer einen etwas neumodigen Anstrich zu geben.

Eine kleine Lampe mit rotseidenem Schirm lässt über allen Gegenständen schwache, geheimnisvolle Halbdämmerung liegen.

Jetzt wird die Thür vom Korridor aus aufgerissen und *Liscol* tritt hastig mit gerötetem Gesicht ein, wirft Hut und Pelz auf einen Stuhl, geht dann auf Clarissas Schlafzimmer zu und pocht laut an die Thüre:

Schläfst Du schon?

Clarissa, gleichgültige, müde Stimme von innen:
Was willst Du denn?

Liscol:
Mit Dir sprechen!

Clarissa:
Warum jetzt?

Liscol:
Grade jetzt!

Clarissa, nach einer kurzen Pause:
So warte einen Augenblick!

Liscol, wendet sich von der Thür ab und geht mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer hin und her, indem er manchmal etwas in sich hineinmurmelt.

Nach einer Weile kommt *Clarissa* aus dem Schlafzimmer, das sie verschlossen hielt. Sie hat ein violettes, unter der Empiretaille in leichten Falten herabfliessendes Negligée übergeworfen, das ihren Hals freilässt, sodass man ein hochanschliessendes, weisses Spitzenhemd sieht.

Liscol, stehen bleibend, fast höhnisch:
So, — da bist Du ja!

Clarissa, geht sehr langsam auf einen Stuhl zu, setzt sich und fragt in einem ruhigen, etwas schleppenden Ton:
Was — — willst Du denn von mir?

Liscol, sie kurz anstarrend:
Was ich — — ha! Sehr gut!

heftig:

Nachdem Du mir da weggelaufen bist, mich vor allen Leuten blamiert hast, denn ich hörte erst 'ne Stunde später am Spieltisch davon, — nachdem ich hier im Schlitten, den mir erst der General leihen musste, ankomme — da fragst Du noch — —? Sehr gut, — wirklich! Sag' mal, — gehören wir eigentlich zusammen?

Clarissa:

Was — soll das Alles?

Liscol:

Weshalb bist Du mir fortgelaufen? Weshalb bliebst Du dann nicht überhaupt zu Haus, wo Du doch weisst, dass ich die ganze Geschichte höchst ungern — — nur Dir zu Gefallen mitmachte!

Clarissa:

Du wirst wohl gehört haben, dass ich mich elend fühlte.

Liscol:

Ach — elend! Dieser — dieser — natürlich der Trésa steckt dahinter!

Clarissa:

Nun — und wenn schon?

Liscol:

Ich will wissen, was Du mit ihm hattest!

Clarissa:

Das ist meine Sache!

Liscol:

Deine Sache? — Clarissa! Ich habe Dich schon neulich gewarnt! Nimm Dich in Acht, dass es zum Warnen nicht zu spät wird!

Clarissa:

Was soll das?

Liscol:

Bist Du — so sicher, — dass Du Alles überwunden hast, was früher einmal an Dich herantrat?

Clarissa, schweigt.

Liscol:

Ist's denn möglich? — Sind wirklich alle Deine Vorsätze schon durch einen einzigen Augenblick zu nichte gemacht? Bist Du so schwach, — Clarissa?

Clarissa, schweigt.

Liscol, immer erregter:

Sei ehrlich! Das kann ich wenigstens verlangen! — Dass Du — — mich nicht liebst, weiss ich, — — aber habe ich je etwas Unnatürliches von Dir erwartet? Was Du auf Dich genommen hast, hast Du aus Dir heraus auf Dich genommen! Und jetzt frage ich Dich: — hast Du ein reines Gewissen? — Hast Du Deine übernommenen Pflichten voll erfüllt?

Clarissa, schweigt.

Liscol:

So sprich doch, — rechtfertige Dich doch! — Hast Du mir die Erinnerung an Gerda leicht gemacht? — Hast

Du Dich je einmal warm bemüht, Gregor und mir unsere — — unsere Tote nahe zu bringen? — Nein! Du thatest das Alles nicht! Meine kleinen Andenken hast Du fortgeworfen, meine alten Gewohnheiten hast Du gestört — missachtet! — Und jetzt soll selbst unsere — Zusammengehörigkeit scheitern? — Durch — solch einen —

Clarissa:

Edgar! Sage nichts auf ihn!

Liscol, höhnisch:

Aha!

Clarissa:

Du hast ihn mir immer schwächlich, verächtlich geschildert, — und —

Liscol:

War er's vielleicht nicht?

Clarissa:

Nein!

Liscol:

Dacht' mir's doch! Wusste doch, dass er Dich beschwatzen würde! Fühlst Dich wohl als Märtyrerin, — was? —

heiss:

Clarissa, — ich sage Dir, — ich — — ich bin nahe daran aus dem alten Gleise zu kommen! Du hast das gethan! Du! — Und — ich glaube auch — fast — es könnte noch Alles gut werden —! Clarissa! — Ich könnte vielleicht die Vergangenheit, — Gerda, — Alles vergessen und Dich — lieben! Dich um Deiner selbst willen lieben!

bittend:

Clarissa! — Sage mir doch nur ein Wort, sag' nur, — — wenn Du mich auch nicht liebst — —

Er ist nahe an sie herangetreten und umfasst ihre Gestalt mit heissen Blicken.

Clarissa, schweigt.

Liscol, flehend:

Sag' nur ein Wort — —! Nur, — dass Du meine Liebe nicht verwirfst!

Clarissa, schauert unter seinen Atemzügen zusammen und wendet ihren Kopf ab.

Liscol, furchtbar erregt:

Clarissa — — es würde auch — kein Opfer von mir sein!

Clarissa, kalt:

Du musst der bleiben, der Du warst. Du kannst nur in Deinen Erinnerungen leben.

Liscol, wild:

Du hast noch nicht — — überwunden! — Du — liebst den Anderen noch!

Clarissa, erhebt sich schweigend und macht einen Schritt auf ihre Schlafzimmerthüre zu.

Liscol, packt sie am Arm, fast schreiend:

Clarissa! — Hörst Du, Du bist meine Frau — mein Weib, — ich rate Niemandem — —

Clarissa, reisst sich von ihm los und sagt sehr ruhig:

Lass mich nur! Ich werde meine Pflicht von jetzt an nie mehr versäumen!

Liscol, sie zurückhaltend!

Pflicht — soll es nicht sein! — Du — Du! Hörst Du? Kann denn nicht Alles gut werden — —? Hast Du Dein totes Kind vielleicht nicht geliebt?

Clarissa, zuckt zusammen und macht eine Bewegung der Thür zu.

Liscol, heiss:

Nein — ich will Dich nicht lassen! Du — Du musst mich — lieben!

Er reisst sie an sich und küsst die Halbbetäubte glühend auf Mund und Stirne, dann öffnet er die Thür, Clarissa immer fest umschlungen haltend und tritt mit der willenlos Vorschreitenden in das Schlafzimmer, das er hinter sich verriegelt.

Es liegt eine bange, tiefe Stille in dem kleinen Vorraum.

Dann klopft es zweimal schüchtern an die Thür vom Korridor her. Die öffnet sich schliesslich langsam und *Gregors* verstörtes, blasses Gesicht sieht herein.

Der junge Mensch hat einen Mantel über sein Schlafkostüm geworfen, tritt zögernd auf die Schwelle und lauscht atemlos.

Aus dem Nebenzimmer tönt das leise, krampfhaft unterdrückte Weinen einer Frau.

Gregor schüttelt besorgt den Kopf, lauscht noch einmal angestrengt und verlässt dann langsam das Zimmer.

SECHSTES BILD.

Ein Junisommertag. — *Clarissa* und *Gregor* sitzen im grossen Salon, der vollständig neu eingerichtet ist. Die Wände sind mit einem dunkelgrünen uni-Wollstoff bekleidet. Die Decke ist schlichtweiss gestrichen und an den Fenstern hängen grosse sattgelbe stores schlicht herunter, die ein gedämpft goldiges Licht in den Raum fallen lassen. An den Wänden hängen einige Radierungen in grüngebeizten Holzrahmen. Statt der alten Polstermöbel, des Wandspiegels und Kamins steht jetzt ein modernes sehr geschmackvoll zusammengesetztes Ameublement.

Clarissa, die in den wenigen Monaten sehr gealtert zu sein scheint, sitzt über eine Handarbeit gebückt auf einem tieflehnigen Divan. Es ist manchmal, als könne sie geheime, innere Unruhe nicht verbergen.

Gregor, der noch kränker als früher aussieht, hat sich langsam erhoben und betastet jetzt die wollstoffbespannten Wände:

Schön! Wunderschön — Clarissa! — Wie Du das nur Alles zusammengefunden hast — in kaum einem Monat! Der Vater wird sich aber freuen, wenn er gleich kommt! Mich wundert, dass er's überhaupt ausgehalten hat, solange von zuhause fortzubleiben.

Clarissa:

Es war doch eine wissenschaftliche Reise, — Gregor.

Gregor:

Ja, — — aber trotzdem. — Nun — er wird sich freuen.

Clarissa, von ihrer Arbeit aufblickend:

Gregor, — komm' einmal zu mir! — Setz' Dich dahin — ich will Dir etwas sagen, — — weil Du ja doch ein erwachsener, vernünftiger Mensch bist und — — mich vielleicht verstehst!

Gregor, kommt heran und setzt sich ihr gegenüber:

Was denn — — Clarissa?

Clarissa:

Da sagtest eben: Dein Vater würde sich freuen! — Gregor! Ich habe ihm Nichts davon gesagt, dass ich mir das Zimmer habe umrichten lassen.

Gregor, erstaunt:

Er weiss Nichts davon? —

Clarissa:

Nein!

Gregor:

Nun — aber das schadet doch Nichts! Dann ist's ja noch eine grössere Ueberraschung für ihn!

Clarissa, langsam:

Ich glaube aber — — keine freudige — — Gregor!

Gregor:

Keine freudige? Weshalb nicht? — Und trotzdem hast Du's so verändert?

Clarissa, gleichmütig:

Trotzdem!

Gregor:

Aber — weshalb sollte es ihm denn — —

Clarissa:

Ich will's Dir sagen, Gregor! Sieh, — Dein Vater möchte Alles, was ihn umgiebt, gerne ganz so beibehalten haben, wie es zur Zeit Gerda's — zur Zeit Deiner Mutter war.

langsam:

Die hat er — so — geliebt.

Gregor, sehr erstaunt:

Aber — — jetzt hat er Dich doch!

Clarissa, ruhig, mit einer ganz leisen Bitterkeit:

Ja, Gregor, — — aber auch nur, dass ich ganz in der Umgebung — ganz in dem Sinne Deiner verstorbenen Mutter mit ihm lebe, — dass ich mein eigenes Ich zurückstecke. — Sieh, — er will eben in Allem und durch Alles die Erinnerung an die — alte Zeit recht wach erhalten haben. Deshalb nahm er mich zur Frau.

Gregor, mit zitternder Stimme:

Nur deshalb?

Clarissa:

Nur deshalb!

Gregor, erregt:

Das — das ist unmöglich —! das begreife ich nicht! — Du bist doch ein — — ein ganz besonderer, ein ganz eigener Mensch, — so Jemand kann doch nicht immer einer Verstorbenen nachleben. — Du bist nicht böse, dass

ich dabei meine Mutter zurückstelle, — — nicht wahr, Clarissa? — Aber Du weisst ja, — sie war mir so fremd! Du bist mir ja Alles! — Nein, — das ist unmöglich! Das kann er nicht von Dir verlangen!

Clarissa:

Er verlangt es!

Gregor, heftig:

Das ist ungerecht, — — rücksichtslos, — das! — — wie über sich selbst erschrocken:

Clarissa, — so habe ich noch nie über Vater gesprochen. Aber — plötzlich —, jetzt — verstehe ich so Vieles! — Das ist doch unmöglich für Dich, — — so kannst Du nicht immer leben!

Clarissa, schweigt.

Gregor, indem er sich schweratmend ganz nah an sie heranschleppt:

Clarissa — sage mir! — Lebst Du — gerne so?!

Clarissa, leise:

Ich habe Dich ja — Gregor.

Gregor, fällt plötzlich neben ihr auf die Kniee, beugt sich auf ihren Schoss herab und bedeckt ihre Hände mit Küssen, fast schluchzend:

Liebe Clarissa! — Liebe! Du! Wegen meiner bist Du hier — bei uns geblieben? Sag', — ist das nur, — weil Du es mir einmal versprochen hast? —

Clarissa:

Nein, Gregor! Dir habe ich es mit dem Herzen versprochen.

Gregor, weinend:

Du Liebe! — Aber — Du bist unglücklich?

Clarissa schweigt. Dann neigt sie sich herab und küsst Gregor auf die Stirn.

Unter den Fenstern fährt ein Wagen durch den knirschenden Kies. Draussen werden Thüren geschlagen. Man hört Liscols laute Stimme.

Gregor, fährt auf:

Vater!

Clarissa, erhebt sich langsam:

Da ist er!

Die Salonthür wird aufgerissen.

Liscol, erscheint in Sommerüberzieher und Schlapphut, macht ein paar hastige Schritte auf Clarissa zu, bemerkt dann plötzlich die veränderte Umgebung, tritt wieder zurück und eine heisse Blutwelle steigt ihm ins Gesicht, — — drohend:

Was, — was soll das? — Was heisst das?

Clarissa, sieht ihn schweigend mit einem kühlen Blick an.

Gregor, der sich straff aufgerichtet hat und eine tiefe Erregung in sich verschlossen hält:

Das haben wir Dir zum Willkomm' gerichtet, — Vater!

Liscol, Gregor erstaunt anblickend, — höhnisch:

Zum Willkomm'?

mit ausbrechendem Zorn:

Clarissa — wie konntest Du das thun! — Wie — wie —

er schleudert seinen Schlapphut zu Boden:

Eine pietätlose Schmähung ist es — für mich — und für mein ganzes Haus! — Du weisst wohl von keinen Versprechungen mehr etwas! Hast Du unseren „Contrakt“ eingehalten?

Clarissa, steht, ohne ein Wort zu erwidern, in stolzer, abweisender Haltung mitten im Zimmer.

Liscol:

Empörend finde ich das! — — Einfach empörend! — — Meine Erinnerung, — mein Haus, — Alles hast Du geschändet! Mein Sohn und ich werden — von Gerda — —

Gregor, einen Schritt vortretend, nimmt sich krampfhaft zusammen, ruhig zu bleiben:

Dein Sohn findet das nicht schändend! Aber etwas Anderes, — etwas, das seinen Vater angeht!

Liscol, vor Erstaunen zurückweichend:

Was? — Du?

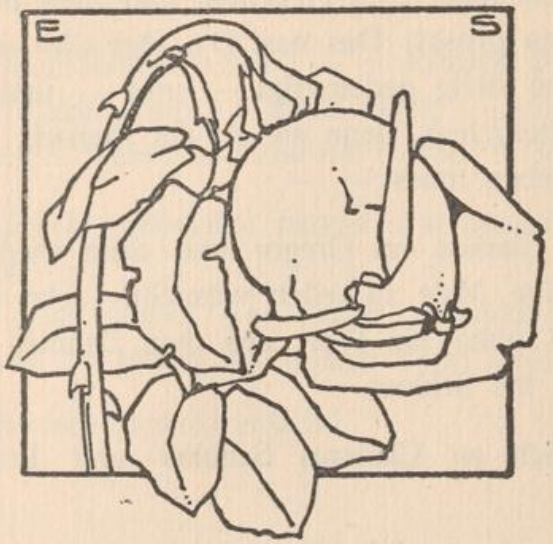
Gregor:

Ja, — ich muss es Dir sagen, — und Du, Vater, musst es hören, — wenn Du auch noch nie auf mich gehört hast! So kannst Du Clarissa nicht behandeln! Wie hast Du sie überhaupt bisher behandelt — unterdrückt hast Du sie! Unterdrückt! In einen Kultus hineingezwungen, dem sich Niemand unterwerfen kann! — der — der an Wahnsinn grenzt! Weiss Gott, — Vater, — 's ist meine eigene Mutter, von der ich rede, — — aber ich würdige

sie ja nicht um ein Atom herab, — wenn ich das sage. Die Toten soll man ruhen lassen. Und — und — Mutter würde sich sicher grämen, wenn sie sähe, wie es ihrer Schwester hier geht! Wenn man das wahre, heilige Andenken an einen Menschen in sich trägt, dann spricht man nicht davon, hängt sich nicht an Aeusserlichkeiten und quält und demütigt die Lebenden nicht damit und treibt sie nicht zum Heucheln und zieht unwahre Gefühle in ihnen gross! Das hast Du aber alles gethan! Clarissa hast Du stetig gedemütigt — und — und das darf nicht so weitergehen, denn sie ist ein Mensch, — den — — man lieben muss — —

Liscol, hat von Clarissa auf Gregor und dann wieder auf Clarissa gestarrt und einige Male zu reden versucht. Jetzt wendet er sich schroff um, geht ohne ein Wort aus dem Zimmer und wirft die Thür hinter sich ins Schloss.

Gregor lehnt sich an Clarissas Schulter und bricht in heisse Thränen aus.


E
S

SIEBTES BILD.

Am Spätabend desselben Tages. Das Wohnhaus mit der weissen Terrasse liegt wie in starrer Trauer von den ersten dunklen Nachtschleiern umwoben. Kein Fenster ist erleuchtet. Hin und wieder schallt ein breites Froschquaken vom Weiher herüber. Ganz in der Ferne werden auf einer Harmonika einfache, traurige Volksweisen gespielt.

Liscol und *Clarissa* kommen schweigend aus einem Seitengange des Parkes und gehen langsam vor der Terrasse auf und ab. Ihre Stimmen dringen scharf durch die friedevolle Stille.

Liscol, kurz und heftig:

Und Du hast Gregor doch beeinflusst!

Clarissa, immer sehr ruhig:

Ich habe ihm nur von dem, was mich bewegte, gesprochen — — wie ich es für meine Pflicht hielt. — — Denn er ist ein grosser, vernünftiger Mensch geworden, — in dem ich mir einen Gefährten heranziehen will.

Liscol:

Gefährten? Unsinn! Du wusstest ganz gut, dass — unentwickelt wie er ist — — —

Clarissa:

Er ist nicht unentwickelt. Du hast Dir nur nie Mühe mit ihm gegeben.

Liscol:

Stimm' doch nicht immer wieder die alte Leier an! Ich sage Dir ein für allemal, dass ich Dir verbiete — auf ihn einzuwirken! Schliesslich bleibt er noch das Einzige, was mir von Gerda übrig ist, — — und Dir ist er wohl das Einzige, das Dich hier noch hält?

Clarissa:

Ja!

Liscol:

Warum streifst Du die Fessel nicht auch noch ab, — — wie Du Alles, was Du einmal zu erfüllen versprachst, von Dir abgethan, — einfach abgewälzt, vernachlässigt hast!

Clarissa, immer gleichmütig:

Ich habe mich nur ein Mal — falsch — eingeschätzt! Das war mein ganzer Fehler! Ich habe gedacht, es sei Alles in mir erstorben — und — es war damals noch nicht so. Ich hatte noch zu viel Blut in mir, war noch nicht genug Maschine für das geworden, was Du von mir verlangtest.

Liscol, stehen bleibend und sie starr anblickend:

So — so hast Du mir nie — eine Zuneigung entgegengebracht?

Clarissa:

Zuneigung? — O, — Du hattest Gerda — glücklich gemacht und — — so dachte ich einmal, dass auch ich für Dich — — mehr fühlte.

Liscol, scharf:

Das war eben das kleine Versehen — — nicht wahr? — — Ich wollte meiner Erinnerung an Gerda leben, aber Du hattest „noch zu viel Blut in Dir“ — und konntest nicht erfüllen, was Du versprochen hattest. Und da, — als ich eben auf dem Wege war, meine Erinnerung selbst preiszugeben, — — Dich um Deinetwillen besitzen zu wollen, — — da — stiessest Du mich zurück, — wolltest mich nicht verstehen, — nun, ich bin mir selbst genug! — Unser „Contract“ ist hinfällig geworden!

Clarissa:

Als ich mir das Zimmer einrichtete — ohne Dich zu fragen, — that ich nur das Gleiche, — — was Du mir thatest.

Liscol:

Ich — Dir?

Clarissa, leise:

Ja! — Damals, — nach meinem Zusammentreffen mit Trésa — — da nahmst Du mich — —

Liscol:

Auch ohne zu fragen? Was? — Ja, — so ändern sich die Zeiten und die Menschen in ihr. Ich sehe übrigens nicht ein, weshalb Gregor Dich noch fesseln sollte!

Clarissa, müde:

Wir haben Nichts mehr miteinander gemein. Lass mich. Gregor allein hält mich. Mir bleibt nur übrig, Alles zu

vergessen — Alles! — Selbst, dass ich noch weiterleben muss, — — vielleicht geht es dann, — vielleicht halte ich es dann aus, — — wenn ich Alles vergesse. —

Sie entfernen sich der anderen Seite des Hauses zu.

Auf der Terrasse erhebt sich mühsam mit keuchenden, schweren Atemstössen eine dunkle Gestalt. Die schleppt sich langsam wie gebrochen in das Innere des Hauses.

ACHTES BILD.

Am nächsten Vormittag. Draussen schlägt der Regen gegen die Fensterscheiben.

Ueber dem Salon liegt eine trübe, graue Stimmung,

Clarissa geht unruhig auf und ab. Sie ist sehr blass und hat tiefe Furchen um Mund und Augen, die von durchwachten Nächten erzählen. Die Schleppe ihres Morgenrockes rauscht in ungleichmässigen Stössen hinter ihr her.

Der Diener erscheint mit verstörtem Gesicht in der Thür:

Er ist nicht da — — gnädige Frau — und überhaupt — der junge Herr Gregor hat die Nacht garnicht geschlafen. Sein Bett ist noch ganz glatt und ich kann ihn nirgends finden. Nur da auf seinem Nachttisch lag ein Zettel, — da hab' ich gedacht — —

Clarissa:

Geben Sie her!

Sie reisst ihm ein Papier aus der Hand und überfliegt es in furchtbarer Hast. Nach einigen Zeilen schreit sie auf und hält sich mühsam an der Stuhllehne:

Er — ist — — Wasserlilie? Rasch — laufen Sie! Am Weiher — vielleicht — am Weiher — vielleicht ist er — noch!

Der Diener:

Weiher? Dacht' mir's doch!

rennt hinaus.

Clarissa will ihm nach, sinkt aber wie gelähmt auf einen Divan zurück. Ihr Körper zittert, als würde er vom Fieber geschüttelt.

Liscol, stürzt herein:

Was — — was ist?

Clarissa deutet unfähig zu sprechen auf das Papier.

Liscol, liest in rasender Eile, knüllt das Blatt zusammen und wirft es Clarissa vor die Füsse. Dann schreit er mit einer furchtbaren wuterfüllten Stimme:

Du hast's gethan. Du hast ihn hineingetrieben!

Rennt zur Thür, die auf die Terrasse führt, stösst sie auf und verschwindet.

Clarissa bricht in einen langen, befreienden Thränenstrom aus. Dann hebt sie langsam schweratmend das Papier vom Boden, glättet es mit liebkosenden Fingern und liest und liest es immer wieder. Das aber, was die grossen, kindlichen Schriftzüge ihnen vorsprechen, murmeln die Lippen der jungen Frau klanglos nach:

„An Dich — Clarissa!
Nun kommt der liebe Freund und lächelt, — lächelt,
Als könnt' er alle Schmerzen von mir wenden, —
Zieht mich mit leisen, weichen Händen
Den stillen Weg, den ich zu gehen hab'
Sanft mit hinab.

O trau're nicht um mich! Jetzt bist Du frei!
Schmerzlose Ruhe ist nur bei den Toten.
So hatte mir mein Freund geboten.

Da wollte ich die Wasserlilien küssen
Und musst' es büssen.

Mir war so wohl bei Dir! Jetzt bist Du frei!
Darfst in die tagesgoldne Sonne sehen
Und unter roten Rosen gehen,
Und ist's gescheh'n — dass nichts, nichts Dich mehr quäle:
Küss' meine Seele!" —

Unaufhörlich fallen die schweren, warmen Thränentropfen auf das Blatt.

Clarissa erhebt sich mühsam und wankt bis zur Terrassenthür.

Draussen prasselt der Regen gleichförmig herunter.

Da tragen Liscol, der Diener und andere Männer Gregors wassertriefende Leiche die Allee herauf.

Clarissa schreit laut auf und sinkt ohnmächtig zu Boden.

NEUNTES BILD.

Zwei Wochen später.

Clarissa sitzt in einem schwarzen Kreppkleid schreibend am kleinen Tisch im Salon. Manchmal hebt sie ihre Augen vom Papier und starrt lange Augenblicke wie in tieftrauriger Versonnenheit vor sich hin.

Der fahle, erkältende Glanz eines bewölkten Vormittaghimmels fällt durch die Fenster.

Der Diener tritt ein und meldet:

Herr Baron Trésa!

Clarissa hat sich erhoben, aber bevor sie antworten kann, steht Trésa schon in der Thür, tritt langsam ins Zimmer und verbeugt sich tief.

Trésa, nachdem der Diener sich entfernt hat, mit etwas vibrierender Stimme:

Ich habe gewagt, Ihr Verbot zu übertreten. Sie müssen mir gestatten, gnädige Frau, dass ich Ihnen mein Beileid ausspreche. Das ist nur — allgemein menschlich — und natürlich. Zürnen Sie mir deshalb?

Clarissa, mit einem seltsam kühlen Ton in der Stimme:

Sie sind einmal da. — Also — nehmen Sie Platz!

Trésa setzt sich entfernt von Clarissa.

Es entsteht eine peinlich gezwungene Pause.

Trésa, nervös mit seinen Handschuhen spielend und an Clarissa, die fast steif dasitzt, etwas scheu vorbeiblickend:

Ich — habe Ihren Sohn — — Ihren Pflegesohn nicht gekannt, aber — —

Clarissa, kalt:

Lassen Sie doch das, Baron! — Sie sind ja nur gekommen, um mich irgendwie zu sehen. — Warum also Komödie?

Trésa, leise:

Keine Komödie, — gnädige Frau! Ja, — nur deshalb bin ich gekommen. — Ich musste Sie endlich einmal wiedersehen. Und grade — jetzt, — es drängte mich etwas dazu. Ich habe Alles aufgeboten mich zu bekämpfen. Aber es war zu mächtig in mir! Da setzte ich lieber Alles aufs Spiel. — Und — dann erwähnten Sie mir damals — Ihren Pflegesohn — als das — Hindernis —

Clarissa, wie für sich:

Hindernis!

Trésa:

Da dachte ich — jetzt — — —

Clarissa, sich wieder sehr aufrecht setzend:

Jetzt sei das — fortgeräumt? — Ja! — Fortgeräumt! — — — Baron, — Sie sind der einzige Mensch, der noch ein kleines Recht an mich hat. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.

Trésa blickt still vor sich auf den Boden nieder. Nur manchmal wirft er einen kurzen Blick auf Clarissa, der deren ganze Erscheinung in sich einzusaugen scheint.

Clarissa, leise:

Es war ein junges Mädchen, das hatte einmal einen — grossen Schmerz durchgemacht und glaubte — jetzt habe es Alles in sich begraben und das Leben könne ihm Nichts mehr bringen. — Da kam ein — älterer Mann. Der sprach vernünftige Worte zu dem jungen Geschöpf und wusste es glauben zu machen, ihm sei noch ein reiches, ruhiges Leben aufbewahrt, nicht voll Genuss, — aber voll Pflicht. Und das Mädchen dachte, dass es ja keinen Genuss mehr wollte. Da — heirateten sich die Beiden.

Trésa starrt sie mit grossen, fragenden Augen an.

Clarissa:

Der — ältere Mann hatte aber einen Sohn, — einen kranken jungen Menschen. Der liebte seine zweite Mutter und sah, dass in ihr ein neues Leben erwachte, — ein Drängen nach der Sonne, — vielleicht nach dem Genuss. Und sie war nicht glücklich mit ihrem Mann, der eine harte Pflicht von ihr verlangte, — eine Pflicht, die Niemand erfüllen konnte, der noch nicht ganz tot innen war. Plötzlich gingen dem jungen Menschen über das Alles einmal die Augen auf. Er sah Alles — das aber hatte seine zweite Mutter ihn selbst sehen machen. Und — das überwältigte ihn. Er wusste, dass diese Frau, die er

liebte, sich nur seinetwegen, nur seines kranken Körpers wegen, an seinen Vater gefesselt fühlte. Da — — wollte er sie aller Pflichten frei machen — und brachte das Opfer, — — gab sich — den Tod.

Trésa, erschüttert:

Armer — armer Mensch!

Clarissa, immer gleichmütig wie in starrer Trauer:

Was wollen Sie also noch von der — Frau, die all' dies heraufbeschwor?

Trésa:

Aber — Clarissa! Wenn doch für Sie dies — grösste Opfer gebracht ist — —

Clarissa:

Dann?

Trésa, aufspringend, — heiss:

Dann sind Sie frei, Clarissa! Sind jetzt ganz frei!

Clarissa:

In mir wohl — frei von Allem, was mich umgiebt. Aber der, der sich für mich opferte, — hat mich gebunden.

Trésa, tritt erschrocken zurück:

Wie — — meinen — Sie das?

Clarissa:

Ich sehe meine Pflicht.

Trésa, erstaunt:

Welche Pflicht?

Clarissa:

Es giebt einen alten Mann, der ist sehr, sehr erschüttert — — in all' seinen Grundfesten erschüttert — und den —

Trésa:

Um den?

Clarissa:

Für den will ich hier fortleben! — Denn ich habe ihm Alles, woran er hing, genommen.

Trésa:

Aber Clarissa —! Sie lieben ihn doch nicht! Und — das ist doch unmöglich! — Solch ein Dasein für Sie! Heisst das nicht dem Toten gegenüber — — sündigen? — — wenn man so sein Opfer verwirft?

Clarissa, ernst:

Ich verwerfe es nicht, — es hat mir meinen Weg gezeigt. sich ruhig erhebend.

Und das ist mein Entschluss, Baron!

Trésa, ganz ausser sich:

Das — das — — aber — ich flehe Sie an, — Clarissa!

Clarissa:

Es ist alles umsonst, Baron, — — das ist mein Entschluss, dem ich treu bleibe!

Trésa, wie zerschmettert:

Clarissa, — und Alles — — was ich gehofft habe — —

Clarissa:

Auch Sie werden es verstehen, wenn Sie ruhiger geworden sind. Und ich wünsche Ihnen die grosse Ruhe, die in mir ist. — Es ist ein Schmerz. — Für uns Beide. Aber ich habe ihn schon durchlitten.

Trésa:

So ist — wirklich — Alles aus?

Clarissa:

Wirklich.

Trésa, in einer letzten Aufwallung:

Sie werden es ja nicht ertragen, — Clarissa!

Clarissa:

Ich werde es ertragen.

Trésa:

So — soll ich — gehen?

Clarissa:

Ja, Baron! — Sie gehen. Wir werden uns nicht wiedersehn. Aber wir Beide werden immer — das Gefühl behalten, — dass wir — ganz in der Ferne — einen guten Freund haben.

Trésa, hat grosse Thränen in den Augen, als er sich über Clarissas Hand beugt:

Ja — Clarissa!

Beide stehen sich eine kurze Zeit Hand in Hand gegenüber und sehen sich ein letztes Mal grüssend und ernst in die Augen.

Dann sagt *Clarissa:*

Adieu, Baron! — Leben Sie glücklich — und — leichter als ich.

Trésa, küsst ihr noch einmal die Hand, flüstert:

Adieu — Clarissa — Liebste!

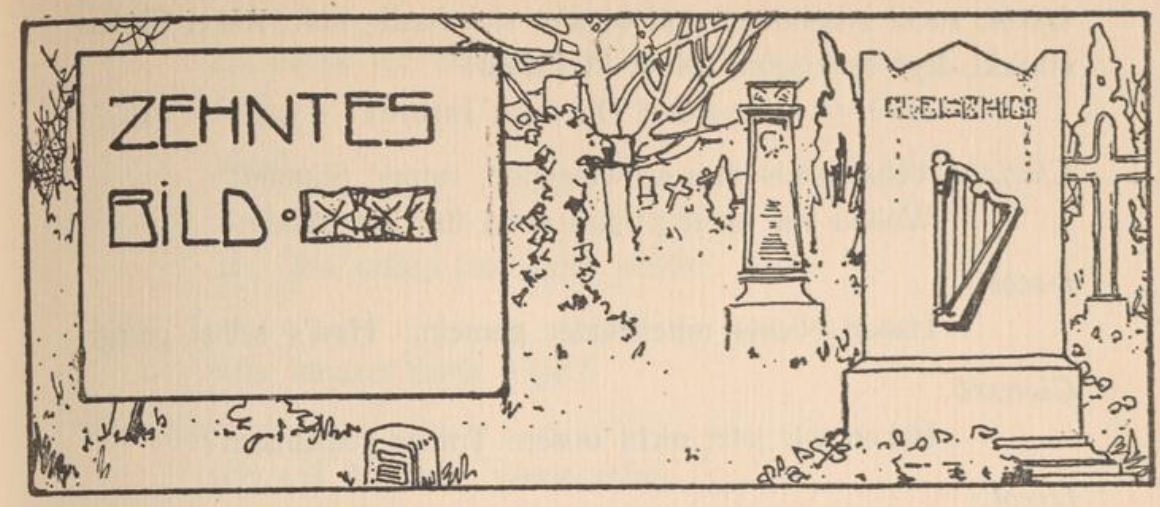
Er greift nach seinem Hut, wendet sich und geht zuletzt langsam, wie Einer, den schweres Unglück traf. An der Thür blickt er noch einmal zurück:

Leb' wohl — Clarissa!

Clarissa, leise:

Leb' wohl!

Die Thür schliesst sich lautlos hinter Trésa.



Es ist am nächsten Tage. Eine friedliche Nachmittagssonne liegt auf dem weissen Grabmonument Gregors, vor dem *Liscol* sich auf die Stäbe des niedrigen Gitters stützt. Er trägt sich etwas vornübergebeugt und hat in Allem nicht mehr die Sicherheit seines früheren Wesens.

In seinen Vollbart sind graue Fäden gekommen. Manchmal wischt er sich mit dem Handrücken über die Augen. Dann starrt er wieder auf die goldenen Buchstaben des Steines. Die kleinen Weidenblätter zittern in dem ruhigen warmen Sommerwinde. Sonst liegt ein tiefes Schweigen, eine schwer lastende, heilige Stille über dem Kirchhof.

Clarissa wandelt langsam den Gräberpfad herunter. Als sie Liscol erblickt, stutzt sie, geht dann aber wie mit plötzlichem Entschluss auf den Regungslosen zu und legt ihm ihre Hand auf die Schulter.

Liscol, zuckt zusammen und wendet sich hastig um. Als er Clarissa erblickt, legt sich seine Stirne in Falten:

Du? — Was störst Du mich immer?

Clarissa, behält stets ihre schwingende, ruhige Stimme:

Wollen wir nicht zusammen um ihn trauern?

Liscol:

Haben Nichts miteinander gemein. Hast's selbst gesagt!

Clarissa:

Haben wir jetzt nicht unsere Trauer gemeinsam?

Liscol:

Was soll's, — dass Du noch trauerst?

Clarissa:

Edgar — Ich habe ihn sehr lieb gehabt.

Liscol:

Auch das Letzte, was Du lieb hattest. — Bist ja jetzt frei!

Clarissa:

Edgar!

Liscol:

Sicher! — Bist frei! Ich sag's Dir selber! Kannst jetzt gehen, wohin Du willst. Ich halte Dich nicht. — Wirst schon wissen, zu wem! Er hat sich ja wieder gemeldet.

Clarissa:

Ja. Gestern war er da.

Liscol:

Natürlich!

Clarissa, einfach:

Da haben wir Abschied von einander genommen.

Liscol, verblüfft:

Was?

Clarissa:

Ja. Wir sehen uns nicht wieder.

Liscol:

Wer hindert Euch d'ran?

Clarissa:

Ich will ihn nicht wiedersehen.

Liscol, seltsam berührt:

Du?

Clarissa:

Ja, Edgar. Gregor war es, — der mir die Augen öffnete. Ich weiss jetzt, dass ich noch für Jemanden leben kann.

Liscol:

Du?

Clarissa:

Ja, Edgar. Für Dich! — Ich habe nicht Recht gegen Dich gehandelt. Zuerst war es nur eine Selbsttäuschung, — aber dann, — als ich Gregor das Alles erzählte, — — das war die Schuld. Aber das kam damals aus der Bitternis meines Herzens. Und ich habe dafür gebüsst. Jetzt ist Alles in mir still geworden, — — ganz still. — Glaube mir, Edgar, — ich bin gerne für Dich da, — denn ich weiss, Du gebrauchst einen Menschen.

Liscol, der seine Worte hervorstösst, die von einer tief innerlichen Erregung zeugen:

Für mich? — Ist — ist sehr — gut von Dir. Aber ich will's nicht. Brauche Niemanden. Sollst nicht einer — eingebildeten Pflicht wegen Dein Leben neben mir vertrauern. Ich bin alt geworden, und — — kann gegen Niemanden mehr — zärtlich sein.

Clarissa:

Du sollst auch nicht zärtlich sein. Ich werde mein Leben nicht vertrauern, wenn ich still neben Dir gehe. — Und dann — ist es auch für mich. Ich bin so müde geworden und wüsste Nichts anzufangen, — — wenn Du mich nicht bei Dir — behalten wolltest.

Liscol, starrt lange in Schweigen vor sich hin. Um seine Mundwinkel zuckt es seltsam.

Clarissa, greift nach seiner Hand, die er in ihrer lässt:

Wollen wir es nicht versuchen? Sieh' — vielleicht kann ich jetzt — — wie Gerda —

Liscol, fast heftig ihre Hand drückend:

Lass! — Nicht Gerda! Wir wollen uns selbst genug sein! — wenn Du's mit mir — aushältst.

Clarissa, leise:

Ja, Edgar! — —

Dann stehen Beide wieder in tiefem Sinnen nebeneinander.

Plötzlich zieht *Liscol* Clarissa vor das Grabgitter und flüstert hastig:

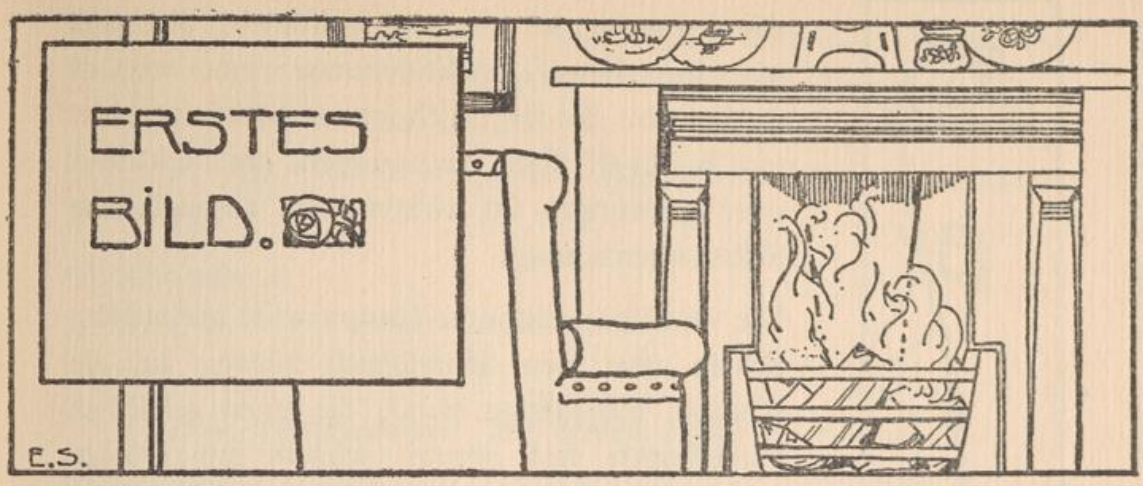
Wie sagte er, — — Clarissa? — Das Erste — — wie sagte er das?

Clarissa, wie träumend vor sich hin:

Nun kommt der liebe Freund und lächelt, — lächelt,
Als könnt' er alle Schmerzen von mir wenden,
Zieht mich mit leisen, weichen Händen
Den stillen Weg, den ich zu gehen hab'
Sanft mit hinab!

VON · DENEN · DIE DAS · GLÜK · SUCHEN.

NOVELLE · IN · DRAMATISCHER · FORM · IN DREI · BILDERN.



Dem hohen in Dämmerlicht gehaltenem Raume liegt eine seltsam abgeklärte, tief beruhigende Stimmung inne. Die Wandbekleidung, die ledernen Armsessel, der schwere porphyrne Kamin und die persischen Teppiche sind in satten, weichen Farben zu einander abgetönt.

Im Hintergrunde auf einer Art Estrade sitzt *Marie-Louise* an dem breiten, mit gediegenen Bronzebeschlägen verzierten Diplomatenschreibtisch. Sie ist eine schlanke, in Allem vornehme Erscheinung, deren Gesichtszüge fast zu herbe sind, um für anmutig gelten zu können. Neben einer stets um die Mundwinkel zuckenden, feinen Nervosität spricht grosse Willensstärke aus dem ruhigen Blick der tiefliegenden Augen, die in erregten Momenten etwas Lichtes, Durchschimmerndes bekommen.

Marie-Louise ist eine jener Frauen, die ganz nach ihren jeweiligen Stimmungen jung oder alt erscheinen. Sie trägt sich immer hochaufgerichtet und hat in all' ihren Bewegungen, ohne erkältend oder gezwungen zu wirken, eine ausgeglichene Selbstbeherrschung.

Die verhüllte elektrische Lampe wirft gedämpften Schein über den Schreibtisch hinweg auf die schmale, blauaderige Hand, die einen gelblichen Papierbogen fast abrupt schnell mit grossen energischen Schriftzügen bedeckt.

Die Flammen im Kamin treiben den Saft aus den frischen Holzscheiten, dass sie leise zischen. Hin und wieder kratzt die Feder auf dem Papier. Sonst ist Alles Klarheit atmende Ruhe im Gemach.

Durch die mit einem Boccara verhängte Eichenthür tritt die dunkel gekleidete Gestalt *Richard's* ein.

Im Halbdämmer sieht man nur seine grosse, gewölbte Stirn und die schmalen, scharfdurchdringenden Augen. Er geht mit hastig abgerissenen nervösen Schritten auf die Estrade zu.

Marie-Louise, hat sich erhoben und tritt ihm entgegen:

> Da sind Sie schon selbst! Eben schreibe ich Ihnen, Richard!

Richard, spricht immer in etwas gepresst klingenden, fast schnarrenden Kehltönen, wie ein stets Gehetzer, innerlich sich Quälender:

Ich bin gekommen, — ich — — musste kommen.

Sie lassen sich in zwei tiefen, sich gegenüberstehenden Armsesseln nieder.

Marie-Louise:

Es lastet wieder etwas auf Ihnen!

Richard:

Ja, Marie-Louise! Sie wissen doch!

Marie-Louise:

Immer noch das Alte?

Richard:

Immer das Alte und doch stets ein Neues. Immer wieder das gleiche, trübe Versinken in diese fortwährend quälenden Schmerzen hinein. Ja, ein Versinken, — Frau Marie, ein innerliches Verstummen, denn ich kann nicht mehr aufbegehren. Ich bin zu müde geworden.

Marie-Louise, weich, als wolle sie ein Kind trösten:

Nicht müde, Richard! Sie wissen doch, wie oft Sie schon so zu mir kamen, aber, wenn wir uns dann ausgesprochen hatten — — —

Richard, bitter:

Weiss Gott, Sie sind zu Besserem geschaffen, — — nicht zum Vertrauten meiner kleinlichen Kümmernisse! Ich verzweifle fast! Alles das drängt sich in meinen Gedanken selbst zwischen uns Beide — —

Marie-Louise:

Aber Richard!

Richard:

Sicher! Es ist keine Freundschaft zwischen Zweien, wenn nur der Eine giebt und fortwährend giebt und der Andere dasitzt und schwach ist, — — einsaugt, Balsam nimmt und Nichts dagegen schenkt, — nicht einmal dankbar zu sein versteht. Und dieser Andere bildet sich noch ein: Künstler, Erwählter zu sein, höher über Allem zu stehen und tiefer in Alles zu blicken als Andere! — Bildet sich ein, Kräfte in sich zu fühlen, die ihn das Leben packen und erschauen lassen, um es nach seiner Einsicht zu modeln, nach seinem Willen neu zu bilden, — haha! — neu zu bilden! Marie-Louise, — ich bitte Sie, — lachen Sie nicht über mich: neu zu bilden —! Dies Leben, das mich Unglücklichen doch nur selber zu fassen, nur zwischen ein paar rauhe Finger zu nehmen braucht, um mich so tief unter die Räder zu bringen, — zu zerdrücken, — wie's mich fast schon zerdrückt hat! — —

Marie-Louise:

Reden Sie, — reden Sie, lieber Freund, — wenn es Ihnen dann leichter wird! Aber Sie machen mich doch nicht daran glauben, Sie machen mich nicht einmal traurig mit Ihrem Reden. Denn so sind Sie nun einmal, auch darin Künstler, vielleicht auch darin zu beneiden: masslos in Trauer und in Verirrung und masslos in Freudigkeit und in Edelem. — Aber glauben Sie mir, Ihnen ist noch so

viel Freudigkeit vorbehalten. — Die liegt nur tief in Ihnen. Ganz begraben. Manchmal ist mir, als sähe ich sie durch alles Schwarze hindurchleuchten, — Sie müssen sie aber erst aus sich heraus erleben. — Und dazu gebrauchen Sie Ruhe! Sie ehrgeiziger, immer vorwärts hastender Geist: durchreifen in Ruhe, — das thut not!

Richard:

Ruhe? — Woher soll ich die nehmen? — Warum solche — — Ironie?

Marie-Louise:

Sie werden sie finden. Ich werde Ihnen suchen helfen.

Richard:

Frau Marie, — es ist ja Alles fruchtlos, — fruchtlos, dies Reden!

Marie-Louise:

Seien Sie nicht ungerecht!

Richard:

Es steckt eben doch nicht in mir, was ich gesucht habe.

Marie-Louise:

Versündigen Sie sich nicht.

Richard:

Aber Sie sehen ja selbst die Verhältnisse! — Wie soll man Harmonisches schaffen können, wo Alles um Einen herum Disharmonie ist!

Marie-Louise:

Die Verhältnisse besiegt man, — und wer sich zu innerer Harmonie durchgerungen hat, erhebt sich von selbst über äusserliche Unbill.

Richard:

Ja, — solange die an der Oberfläche bleibt, — aber das ist's ja grade! Solche Unbill frisst sich nach innen, — was nützt das Sichdagegenstemmen? — Ueber wen das Schicksal einmal so etwas verhängt — —

Marie-Louise:

Das Schicksal schafft man sich selber.

Richard:

Sich selber? Marie-Louise, wie könnte man das?

Marie-Louise, sinnend:

Man soll nur nach dem eigenen, reinen, besten Wissen handeln und sich nie gegen seine Ueberzeugung beeinflussen lassen. Trotzdem, Richard, darf man sich nicht von den Menschen trennen, — trotzdem soll man die Welt sehen und sie auffassen. Und vermag man ihr Thun und Lassen nicht immer zu billigen, kann man's nicht über sich bringen, mit ihr in Allem Nachsicht zu üben, so denke ich, soll man grade dann nie mit sich selber nachsichtig sein!

Richard, leise:

Das ist wohl Ihre grösste Schönheit, — dass Sie so nachsichtig den Anderen gegenüber sind!

Marie-Louise:

In der Nachsicht liegt das Verstehen, Richard, und nur durch Verstehen gewinnt man einen Drüberstand.

Richard:

Seien Sie auch mit mir nachsichtig! ich bin schwach —

Marie-Louise:

Nicht schwach, — lieber Freund, — ich sagte es Ihnen schon: Sie sind nur masslos. Aber hüten Sie sich, das kann zu Schwäche werden.

Richard:

Schwäche hiesse für mich: Unfruchtbarkeit.

Marie-Louise:

Bei Ihrer Fülle! Sie wissen wohl so gut wie ich, Richard, dass Sie darüber nicht klagen dürfen.

Richard:

O, Marie-Louise, — das ist's ja grade! Ich bin unfruchtbar aus Ueberfruchtbarkeit! Wenn ich allein nicht schaffen könnte, weil mir Nichts einfiele, — wie herrlich das! Ich wüsste doch woran ich wäre. Aber wo mir ein Gedanke kommt und gleich hinter ihm steht schon ein zweiter, höherer, mächtigerer und links und rechts sprudelt es noch dazu von kleineren, quirligen, feurigen! — — Und Alles gute Gedanken! Was soll ich da thun? Ich stehe vor einem Chaos — —

Marie-Louise:

Das Chaos muss sein, Richard! Lassen Sie es nur in sich austoben. Lassen Sie all' diese Wellen über Ihrem

Kopfe zusammenschlagen, — nur Sie selbst müssen ruhig bleiben. Es mag schwer genug sein, — aber Sie haben mir erzählt: noch ein zweites Ich, ein kühles, Ihnen selbst gegenüber kritisches Element stecke in Ihnen! Das müssen Sie dagegen arbeiten lassen, — das wird Sie zur Einsicht des wahrsten, stärksten Ihrer Gedanken bringen.

Richard, leise:

Ach ja, Marie! Reden Sie, schelten Sie, wenn Sie müssen. — Aber lassen Sie mich hören! Das sind mir die schönen Augenblicke — —

Marie-Louise:

Richard, Sie wissen doch: so will ich Sie nicht haben. Ich finde es verächtlich, sich schöne Augenblicke als Zweck zu schaffen — —

Richard:

Ein schöner Augenblick ist Selbstzweck.

Marie-Louise:

Aber nur, wenn er über Einen kam, ohne dass man ihn rief, — wenn man ihn naiv geniesst, ihn ahnt und sich erst viel später seiner Schönheit bewusst wird.

Richard:

Aber ich — ich bin ja jetzt so arm an schönen Augenblicken, arm — selbst an Erinnerungen —! Marie-Louise — — und sehne mich doch so nach einem Glück,

langsam:

nach einem reinen — tiefen Glück.

Marie-Louise:

Sie thörichter Mensch, — haben es ja in sich! Warum können Sie es nicht erfassen?

Richard:

Was habe ich in mir?

Marie-Louise:

Das soll ich Ihnen sagen? Die grosse Gabe, die in Ihnen liegt und mit der Sie Anderen ein Glück schaffen können, — — ist das nicht genug?

Richard:

Anderen? — Ich will ja nur selbst ein wenig Glück.

Marie-Louise, sinnend:

Und doch müsste das Ihres sein!

Nach einer kurzen Pause:

Was war es denn heute? — Brigitte?

Richard, erregt:

Brigitte! Natürlich sie! Ach, Sie glauben ja einfach nicht, wie — —

Marie-Louise:

Lieber Freund! Lassen Sie mich Ihnen vorher noch etwas sagen, und vergessen Sie das nie!: Klagen dürfen Sie mir! Alles — Alles, was sich Ihnen von Schmerzvollem, Traurigem aufgedrängt hat, — das will ich mit Ihnen durchmachen, denn dazu bin ich Ihre Freundin! Aber anklagen dürfen Sie mir gegenüber Niemanden! Verstehen Sie das? Man muss immer zuerst die Schuld

in sich selbst suchen. — Und so wie es jetzt steht: erzählen Sie mir nichts Böses von Brigitte. Ich habe kein Recht über sie zu urteilen. Denn schliesslich bin ich — auch eine Frau!

Richard, mit glänzenden, erstaunten Blicken:
Auch eine — Frau?

Marie-Louise, immer in Ruhe:
Ja Richard. Wenn Sie's nicht verstehen, lassen Sie's nur. Und jetzt erzählen Sie.

Richard, sich traurig in den Armsessel zurücklehnend:
Erzählen? Wie soll ich das, — ohne Brigitte anzuklagen? Sie wissen ja Alles! Es ist immer das gleiche! Ein Lärmen und Gezänk und eine Kälte und Unbehaglichkeit! Man kann keinen Gedanken fassen, — und alle, die man hat, verlieren sich noch, werden stetig erdrückt, ertrinken in diesem Meer von — Widerwärtigkeiten. Wenn Brigitte und ich uns gegenüber sitzen, — beim Essen, oder wann es sei, — wenn wir uns anschauen. Nichts, — nichts geht mehr vom Einen zum Anderen, — nicht das geringste Verstehen! Ueber Alltäglichkeiten müssen wir uns lange auseinandersetzen. Fortwährend gereiztes Sprechen und hohe, schrille Töne und Thürschlagen im Hause. Jeder tote Gegenstand in den Zimmern scheint mir von hässlichem, missfarbenem Geiste erfüllt. Und meine Kunst? — Ich bitte Sie! Wie ist es menschenmöglich, dass so das erstehen soll, das Grosse, Gewaltige, was ich in mir

trage? — — Ich will ihr ein Interesse an meinem Arbeiten wecken, wie Sie mir's geraten haben, aber wenn ich Abends meinen Text vorlese, sitzt sie mit einer klappernden Handarbeit da, rennt absichtlich jeden Augenblick hinaus, um frisches Oel für die Lampe, — oder — — nein! Sehen Sie! Das klingt ja Alles so haarsträubend kleinlich — und doch hat es mich krank gemacht, — mich fast ausser mir gebracht. Und — — so war's ja schon immer, aber heute, — heute, — da sagte sie — da — —

Marie-Louise, die mit einem traurigen Gesichtsausdruck, wie in ganz ferne Gedanken verloren, zugehört hat:

Was denn?

Richard:

Da warf sie mir in ihrer Wut vor: ich sei Schuld an Allem! Ich verdiene ja Nichts mit meiner — Schreiberei — Schreiberei, — sagte sie —! Die erbärmlichen Verhältnisse, in denen wir lebten, seien durch mich heraufbeschworen und — weshalb ich nicht statt meiner Schreiberei — etwas — etwas — Einträglicheres — —

Er bricht ab. Ein Stillschweigen.

Marie-Louise, leise:

So weit durfte es nicht kommen. Aber — sie hat's im Zorn gesagt.

Richard:

Einerlei! Es war furchtbar. Ich bin aus dem Hause gerannt, weil mein Kopf zerspringen wollte. Ich — fühle

nur noch Eins: dass es so nicht weitergeht, — dass ich mich von ihr trennen muss!

Er atmet tief auf und klammert sich mit den Fingern an die Sessellehnen.

Marie-Louise, steht langsam auf und lehnt sich an den Sims des Kamines. Ihre Stimme klingt gedämpft, dann allmählich freier zu ihm herüber:

Lieber Freund, — es liegt wohl auch ein gut Teil Schuld an Ihnen. Aber sich das klar zu machen hilft jetzt alles nichts mehr. Es war von Anfang an falsch. Zwei solche Menschen durften sich nie zusammenthun. Es ist schade um Beide. Hören Sie? Um Beide. Brigitte hat viel aufgegeben, als Sie sich aus — Liebe heirateten.

Richard, bitter:

Kann man das Liebe nennen? Diesen rohen Trieb, der damals sie und mich füllte?

Marie-Louise:

Sie waren eben noch nicht gereift genug, um das zu erkennen. Und Brigitte war schön — ist noch immer schön — —!

Richard:

Eine nachträgliche Erkenntnis hat immer etwas — so — Mitleid erregendes an sich. Mitleid will ich aber nicht. Das ist wohl das Erbärmlichste, was man einem Anderen geben kann.

Marie-Louise:

Sie verdienen auch noch keines, Richard! — Jetzt jedenfalls — — muss etwas geschehen.

Richard:

Ja, es giebt nur noch das Eine!

Marie-Louise:

Ich hab's Ihnen nie so gesagt. Aber es nützte ja Nichts, wollten wir unsere klare Einsicht voreinander verbergen.

Richard:

Es nützte nichts mehr.

Marie-Louise:

Bei all' dem, was ich so lange mit angesehen habe, ist mir zu Mute gewesen, als hätte ich selbst es erlebt. Es liegt auch auf mir wie ein schwerer Druck. — Wenn ich Ihnen also helfe, — — zu etwas — Befreiung verhelfe, — spricht auch mein Egoismus mit. Verstehen Sie das? — Denn jetzt — ich glaube, dass jetzt die Zeit gekommen ist, wo ich Ihnen helfen darf.

Richard:

Liebe Freundin!

Marie-Louise:

Wenn wir gutfreund bleiben sollen, — verstehen Sie mich recht! Richard: Ich will Ihnen, dem Menschen, helfen, weil ich an Sie, den Künstler, glaube!

Richard:

O, Marie-Louise!

Marie-Louise:

Dafür fordere ich aber Ihr volles Vertrauen, — fordere, dass Sie all' Ihr Menschliches von mir lenken lassen — — solange es not thut. Begreifen Sie: den Bedarf zum Leben will ich Ihnen geben, um den dürfen Sie sich nicht sorgen, — da dürfen Sie auch nicht fragen, — nur nehmen! Das müssen Sie sich völlig klar machen! Denn wo ich etwas in die Hand nehme, muss ich wissen, dass ich es ganz ergreifen darf.

Richard, aufspringend, heiss:

Das d ü r f e n Sie, Marie-Louise! Alles, Alles möchte ich Ihnen ja zu Füssen legen. Und es wäre wahrhaftig kein Opfer! Denn es gehört Ihnen ja doch, — gehört Ihnen schon im Entstehen. — — Und ich glaube, das wissen Sie auch! Ahnen müssen Sie's! Jeder meiner Gedanken, die sich da so heiss überstürmen, scheinen mir von Ihrem Atem getragen, aus Ihren Augen, — Ihren Bewegungen geboren zu sein. Manchmal, wenn ich Sie anblicke und Sie sprechen, weiss ich nicht mehr wo ich bin: plötzlich fühle ich eine dunkele Nacht. — Kein Licht. Nur Bäumerauschen und eine Marmorsäule und ein Teich mit Schwänen. Oder es ist wie ein weiches, lichtes, unendlich farbiges Blumenfeld und mitten darin eine Mädchengestalt mit Augen — so tiefen Augen! Und dann kommt ein Wind — erst leise, flüsternd, — dann schwellend, dröhnend —

wie mit Glocken, und der trägt mir Melodien zu — o Marie! — Melodien!

Marie-Louise, ist erblasst und hat die Hand vor die Augen gelegt, — leise:

Richard!

Richard:

Ja, Marie-Louise! Das ist das Herrliche, das Mysterium, aus dem meine Gedanken wie blausilberne, heilige, rauschende Ströme fliessen: — Ihre Gestalt, — Ihre Augen, — — Alles an Ihnen! Auch Ihr Sinn! Darin suche ich mein Glück, — in Allem, was mir von Ihnen kommt! — Und dann — — sehen Sie — dann möchte ich schaffen: — fieberhaft, ohne mir Ruhe zu gönnen, bis es zum Ganzen würde, zu etwas, das wert sei, Ihnen wieder von mir zurückgetragen zu werden, — jetzt als That, als Erscheinung! Aber dann — kommt immer — — immer das Andere dazwischen, — — dies Andere — —

Er bricht ab, tritt zurück uud starrt grübelnd in das Dunkel.
Es liegt eine Stille über dem Raum, die sich zu etwas Drückendem, Körperlichem auszuwachsen scheint, je länger sie währt.

Marie-Louise, hat ihre volle Ruhe wiedergefunden und behält immer die gleiche, etwas starre Haltung:

Wissen Sie, Richard, dass Sie es mir fast unmöglich machen, Ihnen zu helfen, — wenn Sie so sprechen?

Richard, wie träumend, aus tiefen Gedanken heraus:

Was — meinen Sie —? Ich —?

Marie-Louise:

Sie hätten es mir eben fast unmöglich gemacht — — — aber Sie hören ja wieder einmal garnicht —!

Ihm nähertretend, mit weichem Klang in der Stimme:

Ach, — es ist schwer mit Euch Künstlern! Was soll man da wägen: Alles und Nichts!

Richard:

Ich verstehe Sie nicht.

Marie-Louise, lächelnd:

Ja. 's ist schon gut.

ernst:

Aber eins müssen Sie mir versprechen und müssen's ganz fest und ganz heilig halten, denn es ist die erste Bedingung unserer Freundschaft — —

Richard:

Was, Marie-Louise?

Marie-Louise, leise aber klar:

Sie dürfen mich nie bereuen lassen, Ihre Freundin geworden zu sein. Alles, — was ich thue und wie ich mich zu Ihnen gestellt habe, müssen Sie im rechten Sinne auffassen.

Richard, erschrocken:

Wie kommen Sie darauf?

Marie-Louise:

Sie dürfen sich nie, auch nur in Gedanken, Mühe geben, meine innerliche Freiheit anzutasten — —

Richard:

Aber Marie-Louise! Nie, — nie!

Marie-Louise:

Zwischen uns Beiden wird sich Nichts ändern — —

Richard:

Nein, nein! Sicher nicht!

Marie-Louise:

Dann lassen Sie uns von Anderem reden.

Richard, langsam:

Ja. Aber — — ich begreife nur nicht, wie Sie — darauf kamen.

Ein kurzes Stillschweigen. Die Scheite im Kamin zischen laut.

Richard:

Sie sagten vorhin: Sie wollten mir raten!

Marie-Louise, sich aus ihrem Sinnen raffend:

Ja. Raten! — Helfen!

entschieden:

Ich halte es für das Beste, Sie versöhnen sich noch heute in aller Ruhe mit Ihrer Frau. Das wird Ihnen leicht werden. Denn sie ist kein schlechter Charakter.

Richard presst seine Lippen hart aufeinander.

Marie-Louise:

Es wird Ihnen leicht werden! — Dann sagen Sie vielleicht Brigitte, dass Sie sich dächten, es sei das Richtigste, wenn sie auf einige Zeit zu ihren Verwandten reiste. Sie selbst hat — —

Richard:

— mir ja schon oft damit gedroht!

Marie-Louise:

Richard, Sie müssen es ihr wirklich in Ruhe erklären. Es wäre ja so traurig, wollten Sie im Unfrieden von einander gehen.

Richard:

Ja. Traurig.

Marie-Louise:

Wird sie es thun?

Richard, langsam:

Sie wird einsehen, — dass es das Beste ist.

Marie-Louise:

Ja. Sprechen Sie sich heute Abend aus.

Richard:

Und — — und ich? Dann alleine in den Räumen sitzen, in den hässlichen, die mich an Alles erinnern? O Marie-Louise! Das ist schrecklich — —! Sie wissen ja nicht — —

Marie-Louise:

Beruhigen Sie sich doch! Sie heissblütiger Mensch! — Wenn Sie denn durchaus wissen wollen, was ich mit Ihnen vorhabe, — hören Sie! — Das kleine Haus neben unserer Villa steht zum Verkauf.

Richard:

Das kleine, grüne, umwachsene Haus?

Marie-Louise:

Sie werden darin wohnen.

Richard:

O Marie — das — das — —

Marie-Louise:

Es ist auch ein Gärtchen dabei, mit blühenden Obstbäumen. Das ist hübsch. Und dann muss man eine kleine Pforte in den Zaun setzen, dass Sie gleich in unseren Park treten können. — So sind wir nahe bei einander und Sie haben doch Ihr ganz eigenes Reich, in das ohne Ihren Willen Niemand bei Todesstrafe hinein darf.

Richard:

Marie-Louise! Das wäre — — so herrlich, — so — garnicht auszudenken schön! Aber, — Sie müssten das Haus kaufen — — und — —

Marie-Louise, lächelnd:

Und?

Richard:

Das sollen Sie nicht.

Marie-Louise:

Vergisst mein lieber Freund schon im allerersten Augenblick unseren Kontrakt? — Sie wissen, dass Sie sich mir ganz in die Hand gegeben haben!

Richard:

Ja. Sicher. Wie gerne! Aber —

Marie-Louise:

Es giebt kein Aber. Sie haben in meinen Plan eingewilligt und das fasse ich als ein persönliches Geschenk auf.

Richard:

Wie soll ich Ihnen das danken?

Marie-Louise:

Irgend welches Danksagen von Ihnen verbitte ich mir. Ein für alle Mal. Wenn Ihr Werk durch diese äusserliche Veränderung gefördert wird, so wäre das der schönste Beweis für mich, dass es recht war, was ich that.

Richard, begeistert:

Ich werde schaffen — o, schaffen! Marie-Louise! Ich werde die Ruhe haben und — das Glück! Das grosse Glück — —!

plötzlich wie von einem unangenehmen Gedanken befallen:

Und Ihr Mann? Was wird er über all' das sagen?

Marie-Louise, sich wieder hochaufrichtend, mit einer geringen Kälte in der Stimme:

Mein Mann ist eins mit mir. Bernd's und mein Wille ist der gleiche.

Richard, grübelnd:

Ja — ja!

nach einer Pause unruhig auffahrend:

Jetzt — — will ich gehen!

Marie-Louise, fast liebevoll:

Thun Sie's, Richard! Und reden Sie recht gut und ruhig zu ihr. Glauben Sie mir, — auch sie hat noch eine schwere Aufgabe.

Richard:

Ich will's versuchen.

Er greift etwas abrupt nach ihrer Hand und beugt sich darüber, wobei er sie doch kaum mit den Lippen berührt, dann sieht er langsam wieder auf:

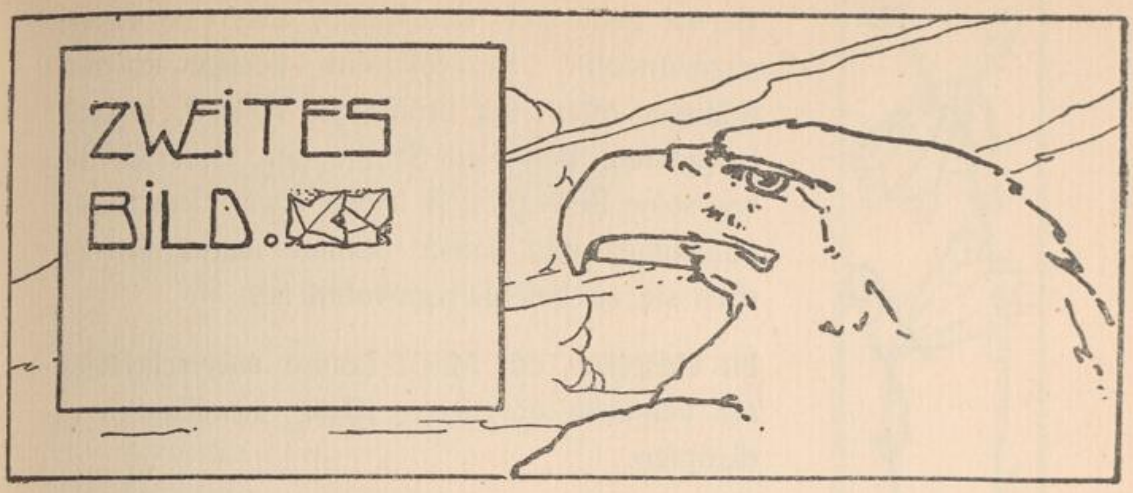
Und Sie — geben sich so viel Mühe mit mir! Vielleicht — kann ich's Ihnen nie danken — —

Marie-Louise:

Leben Sie wohl, Richard!

Richard, murmelt ein Adieu und geht leise hinaus.

Marie-Louise stützt ihren Kopf in die Hand und sieht lange sinnend vor sich hin. Langsam tritt ein scharfer, von innerer Sorge sprechender Zug um ihren Mund.



Das gleiche Zimmer in den letzten Abendstunden dieses selben Tages.

Ein schwarz gallonierter Diener bemüht sich den Kamin aufzufüllen und den Raum hell zu erleuchten.

Die hartweissen, elektrischen Lampen scheinen einen erkältenden Atem auszuströmen, aber die grosszügigen Linien, in denen das Gemach gehalten ist, treten deutlicher hervor.

Der Diener hat die Eichenthüren zum Nebenzimmer weit geöffnet und geht geräuschlosen Schrittes hinaus.

Man hört ein Stühle-rücken, ein lebhaftes: Gute Nacht, Mama! Gute Nacht, Papa! — von Kinderstimmen, ein Trappeln und ein Thürschlagen.

Dann treten *Marie-Louise* und *Bernd* langsam aus dem Esszimmer herein.

Bernd geht zum Rauchtisch, sich eine Cigarre anzuzünden. Er ist ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit brünettem Vollbart, in einer bequemen, dunkelen Samtjoppe. Seine Gestalt, wie seine Bewegungen haben etwas Geradliniges, Knochiges und seiner Stimme merkt man an, dass sie zu befehlen gewohnt ist.

Im Gespräch mit Marie-Louise aber scheint es, als versuche er diesen Klang unwillkürlich zu dämpfen.

Marie-Louise, ist langsam bis zur Estrade gegangen und hat sich in einen Armsessel niedergelassen. Ihre Stimme bleibt sich immer in ihrer Ruhe gleich:

Ich möchte etwas von Dir wissen, Bernd!

Bernd:

Was denn Kind? — Ich bin so müde — heute.

Marie-Louise:

Etwas Ernstes!

Bernd:

Warum das — jetzt?

Marie-Louise:

Es ist wichtig.

Bernd:

Also — was denn?

Marie-Louise:

Es handelt sich um Richard.

Bernd, gereizt:

Dacht' ich mir wohl.

Marie-Louise:

Warum dachtest Du Dir das?

Bernd:

Na, — was ist denn überhaupt noch ausser Richard wichtig für Dich!

Marie-Louise:

Ich glaube, ich sagte Dir neulich schon, dass ich diesen Ton nicht liebe!

Bernd, heftig:

Ach, nicht liebe! — Ich liebe auch Vieles nicht, — aber natürlich, — was mich angeht, ist überhaupt gleichgültig!

Marie-Louise, gleichmütig:

Bernd, — was soll das? — Die Gereiztheit finde ich unserer nicht würdig. Warum kommst Du nicht zu mir und sagst, was Dich ärgert? Dazu bin ich doch Deine Frau!

Bernd, bitter.

So!

Marie-Louise:

Was ärgert Dich denn?

Bernd:

Was? — Dass, wenn ich Abends aus der Stadt komme, müde und abgearbeitet — —

Marie-Louise:

Nun?

Bernd, mit ausbrechendem Grimm:

Dass dann immer nur Wichtiges über Richard zu verhandeln ist.

Marie-Louise:

Immer? Und wenn ich denn schon viel von ihm spräche, — was wäre es so Aergerliches? Er ist doch so gut Dein Freund wie meiner!

Bernd:

Freund? Woher? 'n Jahr auf der Schulbank nebeneinander, — ganz verschiedene Ansichten, — überhaupt gar keine Berührungspunkte, — — woher Freund? —

Marie-Louise:

Warum stellst Du Dich so viel kleinlicher als Du bist?

Bernd:

Ach was!

Marie-Louise, ernst:

Er hat — Genie! Bernd!

Bernd:

Jawohl. Genie!

Marie-Louise:

Und ist unglücklich, denn er versteht nicht zu leben.

Bernd:

Trotz des Genies.

Marie-Louise:

Ich begreife garnicht, wie Du so von ihm reden magst,

langsam:

Auf mich brauchst Du ja allerdings keine Rücksicht zu nehmen, — aber über alle Anderen, die hier aus- und eingehen — —

Bernd:

Ja, wenn er wie die wäre —!

Marie-Louise:

Worin ist er denn anders?

Bernd:

Ach! — Ist eben 'n Genie!

Eine kurze, drückende Pause, während der Bernd, die Hände in den Hosentaschen, mit hastigen, polternden Schritten an der einen Seite des Zimmers auf und ab geht.

Marie-Louise, hat ihre Arme über der Brust verschränkt. Auf ihren Mienen malt sich eine feste Entschlossenseit:

Ich verlange von Dir, dass Du mir klar sagst, was in Dir vorgeht!

Bernd, schroff:

Hast Du kein Recht zu verlangen. Frage Dich ja auch nicht darum!

Marie-Louise:

Weshalb nicht?

Bernd:

Hüte mich wohl!

Marie-Louise, ruhig:

Das nenne ich feig!

Bernd, stehen bleibend, drohend:

Nimm Dich in Acht, — Marie! Wenn Du mich jetzt reizt — —

Marie-Louise, kalt:

Reizt?

Bernd, laut:

Marie!

Marie-Louise:

Ich will wissen, was in Dir vorgeht!

Bernd, näher an sie herantretend, mit gedämpfter, fast heiserer Stimme:

Das weisst Du wirklich nicht, Marie-Louise? O, — — wenn Du nicht gestehst, dass Du's weisst, — dann ist's eine Komödie, eine schändliche Komödie, die Du mit mir aufführst!

Marie-Louise, ruhig:

Ich weiss es, Bernd, — was Du Dir denkst! Leider! Aber ich wollte, Du sagtest es mir! — Wer Komödie

spielt, bist höchstens Du. Denn Du weisst, dass Du mich nicht zu schonen brauchst, — dass ich stark genug bin, Alles zu tragen.

Bernd, höhnisch auflachend, dann mit ausbrechender Leidenschaft:

Zu tragen? — Du zu tragen? — Auch eine Auffassung! Aber es wird schon so recht sein. Du hast zu leiden! Du! Dein Mann ist Dir ja Nichts, — ist Nebensache, — hat kein Verständnis für Dich und Deine Interessen. Sitzt drinn' — da drinn' in der Stadt in einem rauchigen Lokal — Krämerseele! Rackert sich ab! Und Du — — Du leidest! Musst ihn ja noch sanft anfassen, wenn er Dich sieht, — wenig genug den Tag über, — und dann ist er immer müde und indolent — und wird jähzornig, wütig —! Was? — Haha! — Er treibt Dich ja geradezu hinein. Natürlich! — Er — er ist's ja selber, der Dich Erholung suchen lässt — da — da — bei Genies!

Marie-Louise, blickt ihn mit grossen, kalten Augen an, — sagt jetzt laut:

Bernd!

Bernd, ist so nahe neben sie getreten, dass sein heisser Atem über ihr Haar fährt:

Oder — oder liebst Du ihn vielleicht nicht?

Marie-Louise, einfach:

Ja. Ich liebe ihn.

Bernd, ausser sich, indem er die Worte zwischen den Zähnen hervorstösst:

So — so — — Du — Du!

laut:

Hahaha! — — Hab's ja nur hören wollen!

dann nimmt er sich mühsam zusammen, wendet sich ab, wirft seine Cigarre in den Kamin und geht langsam auf die andere Zimmerseite. Er ist sehr blass geworden und seine Stimme klingt wie durch einen Schleier hindurch:

Und der — — der Andere — hat sich wohl auch erklärt — —?

Marie-Louise, schweigt.

Bernd, mühsam:

Marie-Louise! Sag's nur! — Er hat Dir sein Geständnis gemacht! — Ich — thue Dir nichts! — — Bin ja nur Dein Mann!

Marie-Louise, schweigt.

Bernd:

Dass es eben — mit uns — ein — Irrtum war, hast Du wohl lange eingesehen? hast Du wohl lange bereut? — Jedenfalls bist Du ja auf dem besten Wege, ihn zu reparieren. — Was?

Marie-Louise, schweigt.

Bernd, sieht auf ihrem Gesicht, dass sie ihm auf all' dies nicht antworten wird. Er beisst seine Zähne zusammen und murmelt nach einer Pause:

Und was — was soll jetzt werden?

Marie-Louise, langsam:

Ich will, dass wir uns verstehen.

Bernd:

Müsste wohl viel dazu gehören!

Marie-Louise, in einem schleppenden Tonfall:

Dazu gehört vor Allem das, was Du lange schon in Deinen Gedanken und heute in Deinen Reden und all' die letzte Zeit in Deinem Gebahren ausser Acht gelassen hast. — Du hast die Achtung vor der Frau in mir vergessen, — Bernd. Du hast Dich mit Zweifeln getragen, mit den schlimmsten, niedrigsten, die ein Gatte haben kann. Warum warst Du nicht offen und kamst damit zu mir? Es wäre Deine Pflicht gewesen. — —

Sie hält einen Augenblick inne, dann spricht sie weiter. So wie vorhin. Müde, — als spiele sie da die Rolle einer Anderen, ausserhalb ihrer selbst Stehenden:

Manchmal habe ich gedacht, dass Du mir nicht davon sprächest, sei ein Zeichen Deines Vertrauens in mich. Das hat mich dann gefreut. Für einen Augenblick. Dein Benehmen verscheuchte den Gedanken wieder in mir. Jetzt will ich, dass wir uns ganz klar gegenüberstehen.

Bernd, bitter:

Wie können wir's noch — — „klarer"?

Marie-Louise:

Wir Beide müssen wissen, was von jetzt an unsere Aufgabe ist — —

Bernd:

Aufgabe?

Marie-Louise:

— — die wohl schwer sein wird, aber — —

Bernd:

Was soll das? Ich verstehe Dich gar nicht! — Will auch nicht immer dies Reden von — von einem Piedestal herunter verstehen. Weiss Gott, bin eben einfach, — sehr einfach! Viel zu ungehobelt und derb für Dich. Das weiss ich wohl. Hätt's früher einsehen können, — aber — 's gab mal eine Zeit, da dachte ich, — wir gehörten zusammen. Und Du? — Na, — bleibt sich ja gleich! Jedenfalls hast Du's mir nie gezeigt, wenn's mit uns nicht immer aneinanderpasste. Warst mir eben in Allem überlegen. — Aber jetzt, — wo Du den da — — Du hast's ja selbst gesagt — —

Marie-Louise, sehr ernst:

Sieh' Bernd. In dem, was Du sagst, liegt Falsches und Wahres. Das, wovon Du meinst, dass es in uns nicht zu einander passte, ist es vielleicht grade gewesen, was uns zusammengeführt hat und zusammen hat halten lassen. — Gefühle ändern sich aber, — wenn sie nicht sogar schwinden, Bernd. Und ein Zusammenleben, das nur auf dem Gefühl aufgebaut ist, das alleine sein Glück in diesem überschwänglichen, veränderlichen Etwas findet, kann keinen Bestand haben, wenn nicht ein Neues hinzukommt — ein anderes Glück — —

Bernd, kurz:

Giebt's garnicht!

Marie-Louise:

Doch! Jenes, das uns die Pflichterfüllung eingiebt. — Und das muss die Richtschnur für unser jetziges Zusammenleben bleiben, — denn — —

Bernd:

Zusammenleben?

Marie-Louise sieht ihn fragend an.

Bernd:

Jetzt noch — — trotzdem?

Marie-Louise:

Trotzdem?

Bernd, seine Worte hervorstossend:

Du ihn — liebst!

Marie-Louise:

Ich wusste, Dass Du es nicht anders verstehen würdest. Aber Du zwangst mich, es Dir — so — so falsch zu sagen.

Bernd, nur mühsam an sich haltend:

Falsch? Was denn? — Du liebst ihn doch! Und hast es ihm gesagt — und er Dir — und jetzt ist doch Alles aus zwischen uns! Oder — — wie denn?

Marie-Louise:

Bernd, — es ist ganz etwas Anderes, was ich für Richard empfinde, als das, was Du meinst. Eins aber könntest

Du sehr wohl wissen, und das schmerzt mich — beleidigt mich — dass ich es Dir sagen muss: Richard würde ich nie in mein Innerstes haben blicken lassen — selbst wenn ich solch' ein Gefühl für ihn hätte, das Menschen zu einander führt, um sich anzugehören, — wie — Du es eben in mir vermutet hast. Und das siehst Du vielleicht ein: hätte ich Dir mein innen getragenes Empfinden für Richard offenbart, würdest Du die Achseln gezuckt und wohl kaum so aufbegehrt haben. Das thatest Du erst, als Du glaubtest, mich einer treulosen That anklagen zu können. — Das hat mich tief verletzt, Bernd! — Hättest Du das Erste verstanden, hättest Du nach meinem Innenleben verlangt, so wäre Dir jene That unmöglich erschienen. — So aber durftest Du deren Geschehen nie annehmen, wenn Du noch einen Funken Vertrauen in mich, in meine Frauenwürde setztest!

Bernd, ist ganz bis zur Wand zurückgewichen. Es arbeitet mächtig in ihm. Seine Worte klingen gepresst:

— — Du — Du hast es ihm nicht gesagt! — Er weiss Nichts — — und — es war ein anderes — Gefühl, — das — — ich begreife nicht — ich —

Er kommt einige Schritte an seine Frau heran.

Marie-Louise! — Ich glaube — Du musst mir verzeihen! Musst mir wieder 'mal verzeihen!

Marie-Louise, langsam, traurig:

Was sollte ich Dir verzeihen? — Es ist doch einmal Deine Natur.

Bernd, ihr noch näher tretend, erregt:

Ach nein, — Marie-Louise! Ganz so täppisch, — — ganz so roh, wie Du meinst, ist sie nicht. Sicher nicht. Aber Du musst doch begreifen, ich kann eben nie, nie in einer Lage an Dich heranreichen. Du stehst immer so über Allem! — Bitte hör' mich! Ich sah doch Alles, — vom ersten Augenblicke an, — Alles! Ich wusste: Richard war der Mann, — der Dir folgen konnte und Du wohl auch ihm, — Eure Gedanken waren immer hoch. — Und ich — fühlte mich so allein, wenn ich Euch zuhörte! Schliesslich kam ich gar nie mehr, wenn ich wusste, dass er da war. — Dann trieb ich mich da draussen irgendwo herum und wollte fast verzweifeln, denn — ich fühlte es ja — ich wusste ja, wie Alles kommen musste. Ihr ver-verstandet Euch — — und am Ende hatte ich eine solche Angst, — verstehst Du? — Garnicht für mich — für Euch! Dieser Zustand, dass keine Entscheidung kam, dass ich mich immer weiter von Dir fortgetrieben fühlte, — quälte so furchtbar. — Bis ich resignierte. Da — ja da wurde ich vielleicht roh innerlich. Ich hab' manchmal gedacht, wenn ich jetzt hineinginge und sähe, wie Ihr Euch verständet. Aber dazu bin ich immer zu feige gewesen. — All' die Zeit hat's schon so in mir ausgesehen. Begreifst Du? — — So kam es dann, dass ich Alles über Bord warf, weil — weil ich wohl das — Wesen Eurer — — Freundschaft nie verstand.

Marie-Louise:

Bernd, ich weiss ja, dass Du auch gelitten hast. Wärest

Du zu mir gekommen, dann — — aber das ist jetzt fruchtlos zu überdenken. — Wir müssen uns über den Weg, den wir gehen werden, klar sein — — über unsere Zukunft.

Bernd:

Zukunft?

Marie-Louise:

Ich will wissen, wie Du Dich Richard gegenüber stellst.

Bernd:

Richard gegenüber?

Marie-Louise:

Ja.

Bernd:

Wie — ich — Herrgott! Ich werde eben — still sein und — —

Marie-Louise:

Ihm aus dem Wege gehen, und so bleiben wie früher? — Nein, Bernd. Das wäre Selbsttäuschung. Du würdest Dich innerlich so verzehren, würdest Dich so alleine fühlen, bis es Dich, wie heute, einmal wieder übermannte! — Versuche mir zuliebe, worum ich Dich bitte! Wir Beide wollen ihm nahe kommen, wollen ihm wirkliche Freunde sein, — denn er verdient es und er gebraucht Hilfe!

Bernd, nach kurzem Schweigen:

Und Du?

Marie-Louise, sich erhebend:

Ich verlange Nichts für mich — Bernd. Aber das, was ich mir zu erfüllen vorgenommen habe, will ich ganz erfüllen. An Deiner Seite werde ich für unsere Freunde und unsere Kinder da sein.

Bernd, leise:

Ja. Unsere Kinder!

Marie-Louise:

Dafür werde ich leben!

Bernd, mühsam:

Marie-Louise, — nur — dafür —?

Marie-Louise schweigt.

Bernd, heiss:

Ist es denn nicht ein ganz wenig mehr, was Dich zu mir halten lässt? Begreifst Du denn, wie ich all' das bereue, was ich Dir Hartes anthue? Sofort kommt sie, die Reue, im gleichen Augenblick, in dem ich etwas sage, das Dich verletzt. Aber dann dämpft sie nicht, dann stachelt sie nur mein unglückliches Temperament — und ich spreche weiter und weiter — Hässliches, —

weich:

Marie-Louise! Höre doch! Versteh' mich doch!

Er tritt neben sie, die stumm und hochaufgerichtet mit einem seltsam abwesenden Gesichtsausdruck inmitten des Zimmers steht.

Bernd:

Sieh! Ich liebe Dich ja doch! All' das kommt nur

aus meiner Liebe! — Ich weiss, — — dass an mir eigentlich Nichts ist, als Kraft, — lauter rohe Kraft — — und an Dir Alles so fein und edel, — so viel zu gut für mich. — Aber — wenn Du's versuchen wolltest — über das hinwegzusehen, — was so — täppisch und roh scheint. Mein Glück, Marie — ist ja doch nur — Dich glücklich zu wissen. Und deshalb — — kannst Du mir denn nicht mehr geben, Marie, — als — —

Marie-Louise:

Wir wollen als gute Freunde neben einander gehen, Bernd.

Bernd, es ist, als verschlucke er Thränen, leise:

Ja. Freunde. Dann — — sind es für Dich — die Kinder und diese — Freundschaftspflicht — — was — Dich hält?

Marie-Louise:

Ja, Bernd.

Bernd weicht einen Schritt zurück. Sein Atem geht schwer.

Marie-Louise:

Aber diese Pflicht wird mir das Glück bringen, nach dem ich mich einzig noch sehne. — Früher, — als ich so viel jünger war, dachte ich, das höchste Glück läge darin, seine Gefühle und seine Kräfte frei hintragen zu dürfen, wohin es Einen zog, wo es Einem im Sinne stand, sie zu äussern. Und ich beneidete Euch Männer. Denn Ihr habt die Freiheit, nach der ich rang, nach der wohl viele Frauen noch ringen, und Ihr schätzt sie nicht einmal. Ja, sie

scheint Euch manchmal gar eine drückende Verantwortung. — Und wie sehnte ich mich! — Aber jetzt habe ich weiter gelernt. Habe gelernt, dass man seine Gefühle bezwingen und mit seinen Kräften haushalten kann und — so — in der Beschränkung — wird vielleicht das höhere Glück über mich kommen, jenes, das aus dem Verzicht erblüht,

leise:

Denn nach Glück — sehne ich mich nun einmal. Das thun wir wohl Alle.

Bernd, langsam:

In — der — Beschränkung —?

Marie-Louise:

— — das Glück.

Bernd hat sie schweigend mit einem Flackern in den Augen angestarrt, dann wendet er sich und geht wieder im Zimmer hin und her, aber seine Schritte sind schleppend langsam geworden.

Es klopft an die Thür.

Der Diener trägt einen geflochtenen Korbtisch herein, auf dem verschiedene Teller mit Sandwiches und eine silberne Theemaschine stehen.

Als das Wasser über der Flamme singt, entfernt sich der Diener geräuschlos.

Es liegt ein müdes Stillschweigen über dem Raume.

Marie-Louise hat sich neben den Korbtisch gesetzt und blickt in die kleine, zuckende Flamme.

Bernd bleibt stehen, wendet sich ihr zu und sagt in einem veränderten, klanglosen Ton:

Und was ist es mit Richard? Du wolltest mich vorhin etwas fragen?

Marie-Louise:

Er kann Brigitte nicht mehr ertragen, Bernd. Sie hat ihm vorgeworfen, er verdiene Nichts. Sie hat seinen Künstlerberuf geschmäht — —

Bernd, kurz:

Geht nicht so weiter.

Marie-Louise:

Sicher nicht.

Bernd:

Und nun?

Marie-Louise:

Ich habe ihm gesagt, er soll sie zu Verwandten reisen lassen. Wenigstens für die Zeit, die er zu seiner grossen Arbeit gebraucht.

Bernd:

Und er?

Marie-Louise:

Er? Ich möchte, dass er das kleine Haus neben unserem bekäme. Wir dachten ja sowieso daran, es zu kaufen. Da hat er seine Ruhe, um zu arbeiten. — Dazu könntest Du vielleicht einige von meinen Papieren — —

Bernd, heftig:

Ach Unsinn!

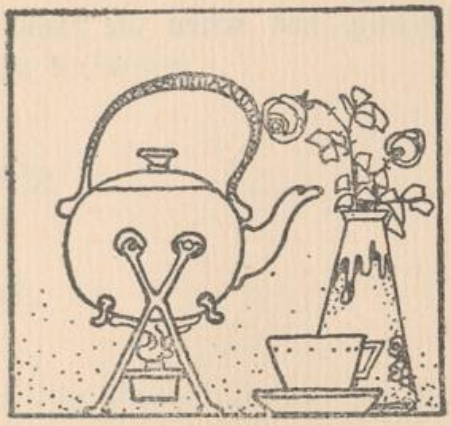
dann sagt er nach einer kurzen Weile Ueberlegens in einem müden Ton:

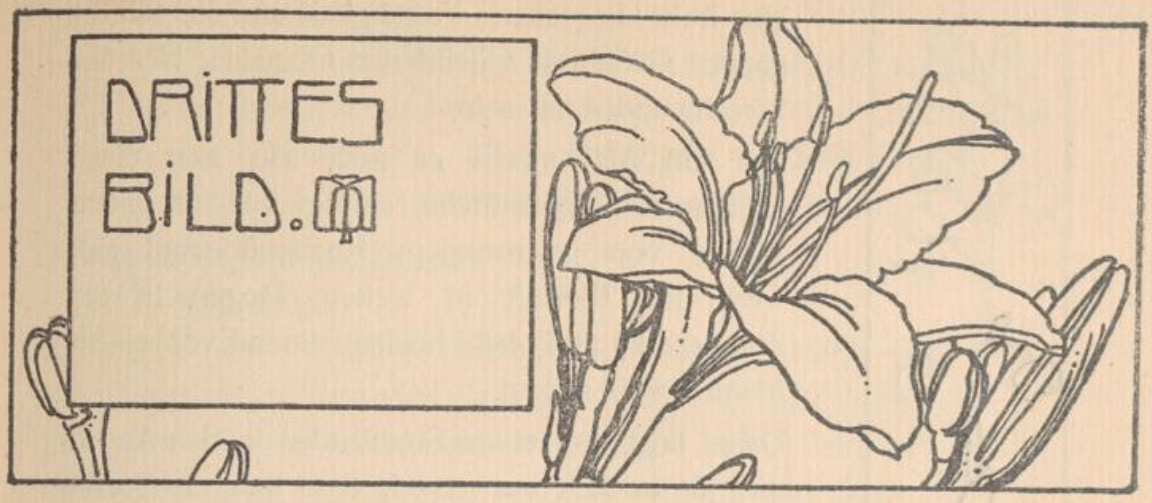
Gut, Marie-Louise. Ich will's morgen veranlassen. — —
Lass mich jetzt gehen. Bitte. Ich bin müde.

Marie-Louise, aufrichtig herzlich:

Gute Nacht, Bernd. — Ich danke Dir!

Bernd drückt ihr flüchtig, fast scheu die Hand und geht schnell hinaus.





Es sind drei Monate verflossen. — Ein helles, geräumiges Gemach in Richard's Hause. Die gelbliche Tapete hat ein fast unmerkbar einschattiertes, grosses Blumenmuster, die Möbel sind einfach und in dem heiteren Geschmack eines Sommerhauses gehalten. Die hohe Thür im Hintergrunde ist weit geöffnet, sodass man den Blick auf eine Terrasse zu ebener Erde und einen von Obstbäumen bestandenen Garten hat, — weiterhin schliessen die dunkelgrünen Gebüsche eines Parkes das Bild. Durch Thür und Fenster fällt das lachende, goldige Licht eines Sommertages.

Richard sitzt an dem schräg in das Zimmer gestellten Flügel, schlägt manchmal einige Akkorde an und kritzelt dann hastig, als gälte es ihm, keinen Augenblick zu verlieren, in den vor ihm liegenden eng beschriebenen Partiturbogen. Auf seinem Gesicht liegt es wie

eine hohe, begeisterte Freudigkeit und aus seinem ganzen Gebahren scheint das Gequälte, Nervöse verschwunden zu sein.

Auf ein Mal macht er noch ein paar dicke energische Schlussstriche, springt wie mit einem Anflug von jauchzendem Knabenübermut auf, wirft den Bleistift in weitem Bogen in die Zimmerecke und bleibt hochaufatmend vor seinem Manuskripte stehen.

Dabei liegt ihm etwas Strahlendes in den Augen und als er sich umwendet, dass ihm die Sonne aufs Antlitz scheint, stellt er sich in die offene Thür und singt mit heller, schallender Stimme eine Melodie in den heiteren Tag hinaus.

Plötzlich verstummt er. Aus den letzten Gebüschen des Parkes tritt wie eine lichte Erscheinung Marie-Louise durch die Pforte in den kleinen Garten hinein. Ihr Rock tänzelt in leicht gekräuselten Falten um sie herum. Es scheint so, als schwebe sie.

Richard stürzt ihr mit einem jubelnden Ausruf entgegen und fasst ihre beiden Hände.

Marie-Louise, hat diese sanft wieder gelöst, aber da sie eintritt, ist es, als läge auch auf ihrem Antlitz eine Verklärung. Ihre Stimme ist frischer, klangvoller als früher:

Ist's möglich? Richard! — Ist's möglich?

Richard:

Ja, Marie-Louise! Es ist! Plötzlich kam es über mich, wie heute dieser Sonnentag über uns. Alles strömte mir zu. Ich fühlte Nichts. Ich atmete kaum. — Und dann — auf einmal — lag es vor mir! Vollendet!

Marie-Louise, tief aufatmend:

Vollendet!

Sie ist in einem weissen Foulardkleid, das am Halse eckig ausgeschnitten ist, sodass man das zarte Vibrieren ihrer Haut und im Lichte das Flimmern ihrer kleinen seidigen Haarlocken im Nacken sieht. Ihre ganze Erscheinung atmet gebändigte und doch unmittelbare Freudigkeit aus. Jetzt sieht sie halb liebevoll, halb staunend zu Richards scharfgeschnittenem Gesichte empor:

Und warum sagten Sie mir all' diese Zeit nichts von dem Vorschreiten Ihrer Arbeit —; Sie seltsamer Mensch?

Richard, lacht laut und glücklich:

Warum? — Fühlen Sie's nicht? — Es sollte eben auch über Sie als ein Ueberraschendes, als ein Geschenk, als eine blausilb'rige Welle kommen. So wie's alle diese Tage und Nächte über mich kam!

Marie-Louise:

Nächte? Sie sind unverbesserlich. Ich hatte Ihnen doch verboten, spät zu arbeiten. Ansehen thut man's Ihnen zwar kaum.

Richard:

Ach, wenn Sie wüssten — Marie-Louise, — wie das ist! Wie reich, — wie beglückend — dies Arbeiten in der

Nacht! — Wenn die träge, schwere, profane Welt da unten in ihrem dicken Schlummer liegt! Dann habe ich bei meiner Lampe in der Ecke da gesessen. Da ist mir warm und wohlig zu Mut gewesen — wie damals, als ich noch dachte, die Sonne schiene nur, um Grossmutters Haubenplättchen glitzern zu machen. — Und die schwarzen Möbelschatten haben sich wie verrückte, gliederverrenkende Giganten an die Wände geworfen. Rings dann diese grosse, heilige Stille, — ah — da ist mir's leicht geworden zu schreiben. Wie liebe längst bekannte Freunde sind mir die Gedanken gekommen, haben sich bei Händen gefasst, sich einander angeschmiegt — — wie zum Märzreigen auf der Wiese. — Das Dichten selbst ist ein Gedicht gewesen. Und da hinten auf dem Kamine hat's immer wie ein kleiner Faun gesessen, der mir die Melodie zubläst, — neckisch und unaufhörlich, auch wohl mächtig. Und dann war's wieder zwischen den Gardinen, als winkten mir die schlanken Marmorarme der Venus selber! — Und wenn ich müde war, — Marie-Louise, — wenn's sich wie ein Ring um meinen Kopf legte, dass er schwer wurde und von selbst auf die Tischplatte herabsank, dann hab' ich mich aufgerafft und bin in meinen kleinen Garten gelaufen. — O, diese blauen Sommernächte, in denen man sterben möchte, um sie nur als letzte, beseligende Erinnerung mitzunehmen! Weisst Du, — da ist's, als flösse Einem Wohllaut am Körper herunter, — da möchte man knieen und beten! Nichts erbitten, — nur danken, — danken für all' diese Herrlichkeit, die Einem ein höchstes Wesen

schenkt ohne zu fragen, ob man es verdient! — Wie ein offener Mund war mir der Himmel, ich brauchte mich nur zu heben, um ihn küssen zu können und alles sang und lebte um mich, obwohl es schlief. Denn, in mir war ja die Seele alles Lebendigen!

Marie-Louise, liebevoll:

Fantast, — der Sie sind!

Richard:

Gott sei Dank, dass ich's bin, — Marie-Louise!

Marie-Louise, lächelnd:

Und angeredet hat er mich, seine ehrwürdige Freundin und Gönnerin, als sei ich eines seiner Geschöpfe — —

Richard, entzückt:

Hab' ich's? Sehen Sie — — das ist ja grade das Hinreissende beim Schaffen, dass ich mich dabei klar und stark und eins fühle mit allen Geistern! Mit den alten, die lange modern und mir freudig behäbig zunicken: „Gut! Vorwärts! — Hab's auch so genossen!" — — und mit den Milliarden Lebendigen, die singen: „Nur Mut! Aber nimm' uns nicht alle Gedanken!" — und selbst mit den ungeborenen Unzähligen, die mich wie bunte Luftschemen umflattern und murmeln und flüstern: „Heil Dir, — — wir werden Dir schon Deinen Kranz winden!"

Marie-Louise:

Wären Sie's zufrieden, wenn schon wir Lebendigen das dürften?

Richard, übermütig:

Nur zu! Aber vom Birnbaum will ich meine Reiser, als Zeichen der sanften, göttlichen, weiblichen Fruchtbarkeit! Denn nie fühle ich mich den Frauen so nahe, wie beim Schaffen.

Marie-Louise:

Ein Teil Mann, — ein Teil Weib ist wohl in uns Allen mit einem bittenden Blick:

Und — — Ihr Werk — — Richard?

Richard:

Wollen Sie's?

Marie-Louise nickt.

Richard, sieht sie lange an und doch scheint sein Blick über sie hinwegzufliegen. Es ist plötzlich ein grosser Ernst über ihn gekommen. Er geht die Thür zum Garten zu schliessen. Als er zurückkommt, sieht er wie Marie-Louise sich in einen grossen Sessel, schräg neben dem Flügel, gesetzt hat, ihren Nacken vornüber neigt und ihre Augen schliesst, wie um sich zu sammeln, — da murmelt er:

Das ist's! Die Madonna von Botticelli ist's!

Marie-Louise sieht ihn fragend an, aber Richard geht schon zum Flügel und schlägt die erste Seite seines Manuskriptes auf.

Richard, mit halblauter Stimme:

Sie wissen's doch noch ganz? — Den Text — — und die Idee —?

Marie-Louise nickt stumm.

Richard:

Ich singe so gut ich's kann. — Hier die Ouvertüre. — Im Anfang — Flöten und erste Geigen — — ganz aus der Höhe. — Sie wissen, — die göttliche Eingebung! Und dann da unten — das Sündenmotiv. Und der Text — zum Ersten. Ich sag' ihn Ihnen noch einmal!

Er spricht ernst und getragen:

Tief lag die Welt
Und es herrschte die Sünde —
Die Sünde lag auf der Erden!
Siehe — da kam ein wärmender Strahl
Und es senkte leise
Sich herab von oben der Geist.
Das war der Geist!
Der bekämpfte die Sünde
Und rang mit ihr
Und ward ihr Herr:
Das war Gott! — — —

Es ist ganz still im Zimmer. Man hört die ruhigen Atemzüge Marie-Louises.

Dann beginnt *Richard* zu spielen. Manchmal flüstert er:

Celli! — — Kampfmotiv!

Schliesslich verliert er sich ganz im eigenen Werke. — Wie Lächeln und Jauchzen und Weinen und Beten gebären sich die Töne unter seinen Fingern, quellen unaufhörlich hervor als ein siegreicher,

berauschender Strom und füllen die warmen Lüfte, die sie klingend von Wand zu Wand tragen, bis es scheint, als schwebten sichtbare, voll Wohllaut zitternde Geister durch den Raum.

Marie-Louise hat sich weit, wie in einer Selbstvergessenheit-Betäubung, auf die Lehne zurückgebeugt. Ihr Atem geht tief und schwer und ihre Augen haben lichten Glanz. Es ist, als söge sie durstig die Seele jener Schöpfung in sich.
Stunden verfliegen.
Sanft, wie von liebevoller Hand herabgezogen, sinken die leichtgrauen Schleier der Dämmerung über das Gemach.
Noch schwellen die Klänge rauschend an zu einem jubelnd dröhnenden Chor der erlösten Menschheit, dann quillt eine unirdisch süsse Weise aus dem Chaos empor, bis sie sich gleich der Taube des heiligen Geistes höher und höher schwingt, klarer, durchsichtiger scheint, je näher sie dem himmlischen Aeter entgegentreibt, noch singt, noch einen reinen Nachklang lässt und leise ausatmend verhaucht.
Wie die weihrauchgeschwängerte Luft, wie die schwere, beglückende Stille eines Tempels liegt es über den beiden Menschen.
Es ist, als beteten sie, — der Mann zu dem Geiste, der in ihm liegt, da er ihm die Macht der Erfüllung eingab, — die Frau zu der Erfüllung, da sie in ihrer Seele als befreiende That weiterwirkte.

Richard gleitet langsam vom Sessel herab, lässt sich auf den Knieen vor Marie-Louise nieder und legt seinen Kopf in ihren Schoss. Alles dies geschieht als geschähe es nach dem Willen einer höheren Macht.

Marie-Louise scheint in einer tiefen Traumbefangenheit. Ihre schmalen Hände gleiten leise über Richard's warme Stirn und sie flüstert:

Du Lieber, — Lieber!

Richard, sagt in einem weichen Ton, wie das bittende Kind zur Mutter:

Ist es so, wie es sollte, Marie?

Marie-Louise, immer flüsternd:

Ja, Du Lieber!

Richard:

Und nur Dich — Dich hat meine Seele empfunden, Marie!

Marie-Louise:

So wie es ist, — habe ich es geträumt — gefühlt — —

Richard:

Du hast es aus mir erlöst — Marie!

Marie-Louise:

Wie ich es ahnte, — wie es mein grosser, glühender Wunsch war, — ist es erfüllt.

Sie hat beide Arme um seinen Nacken gelegt und schaut glänzenden, abwesenden Blickes auf ihn.

Richard:

Dein Lied ist es, Marie —! Mit dem errang ich Dich mir! —

Er hebt sich langsam empor und küsst sie auf die Lippen.

Marie-Louise hat ihre Augen geschlossen und lässt es geschehen, unbewegt, tief und gleichmässig atmend wie eine Schlafende.

Richard:

Marie-Louise — meine — Heilige — — Du!

Er küsst sie lange und glühend.

Da erschrickt sie plötzlich und stösst ihn von sich. In ihren weitaufgerissenen Augen malt sich ein langsames, schreckliches Begreifen und ein tiefangstvoller Zug gräbt sich ihr in das Antlitz.

Richard, erhebt sich betroffen:

Was — Marie — — was ist?

Marie-Louise:

Was — habe ich — — gethan?

Richard:

Was Du thatest? Unsere Befreiung war es, — Marie-Louise!

Marie-Louise:

Unsere — —? Oh — ich durfte ja nicht — — ich —

Richard, heiss:

Du durftest es! Wir haben uns immer angehört. Da gabst Du mir die Kraft und ich schuf die Waffen. So haben wir unsere Fesseln gelöst!

Marie-Louise, schleppend:

Gelöst —? Nein. Jestzt bin ich gebunden.

Richard, jubelnd:

Ja, gebunden — — Marie! — Du Meine!

Er ergreift voll Leidenschaft ihre Hände und zieht sie zu sich empor:

Jetzt gehen wir zusammen — und es wird ein seliger Weg — —

Marie-Louise, befreit sich von ihm und erhebt sich schwer:

Nicht so, — Richard! — Ich meine es — nicht — so!

Richard, zurückweichend:

Was denn —? Du bist doch — —

Marie-Louise, tonlos:

Ich bin mir nicht treu geblieben, — — ich habe etwas — entdeckt — —

Richard, heiss:

Was hast Du entdeckt? — Sag' es! — Du liebst mich, Marie-Louise!

Marie-Louise schweigt.

Richard:

Weshalb redest Du nicht? Weshalb fürchtest Du Dich davor, es auszusprechen? — Sonst war doch ich der Schwache!

Marie-Louise, ganz langsam und müde nach einem kurzen Schweigen:

Nein, Richard! Ich fühle keinen Hauch falscher Scham darüber, dass ich es Dir sage, wie es in meiner Seele steht: ich liebe Dich! — Ja! — — Aber es liegt ein schweres Rätsel in mir. Das habe ich noch nicht entwirrt. Und das ist meine tiefe Sehnsucht nach dem Glück. Da das Glück kam, — so plötzlich — überwältigend, — hat es Alles, — Alles in mir aufgerührt — —

wie klagend:

Ich habe es ja in mir erstorben geglaubt — und jetzt ist da ein — Gefühl — das darf nicht wachsen — —

Richard:

So begreife doch! Sicher — sicher muss es wachsen!

Marie-Louise, leise:

Es darf nicht — —

Richard, ausser sich:

Aber weshalb nicht? Höre Marie-Louise! — Das, grade das ist doch die heilige Kraft in uns! — Wenn Du die ersticktest, — — Sünde wäre es —!

Marie-Louise, als müsse sie sich zum Sprechen zwingen:

Nein, Richard. Es muss tot in mir bleiben. Denn auf dem Glauben habe ich meine Pflicht aufgebaut — —

Richard:

Ach — Pflicht! — Was ist Dir und mir Pflicht? — Nichts als Fessel und — —

Marie-Louise, mit grossem Ernst:

Auch ein Anderer hat sein Leben danach gerichtet —

Richard:

Bernd?

Marie-Louise, hält lange ihre Hände an die Schläfen gepresst, jetzt spricht sie:

Ja! — Weil ich nichts für mich verlangte, durfte ich Bernd bis heute so gegenübertreten, — durfte ich Alles von ihm verlangen, denn ich war innerlich frei. So konnte ich für Dich leben. Heute —

Richard, atemlos:

Heute?

Marie-Louise, ruhig:

Höre mich, Richard! Ich habe mir geschworen, Dir zur Seite zu sein. Denn ich glaubte an Dich. Ich sah, wie Dein Werk tief in Dir schlummerte. Und das Leben quälte Dich. Du musstest Ruhe haben. Nur Du konntest Dein Genie in Dir befreien, bis es sich zur That durchbrach. Ich aber konnte Dir die Ruhe geben. — — Ich glaubte ja so sicher auf Alles Verzicht leisten zu können. Auf all' jenes Begehren, das der Mann in der Seele des unwissenden Mädchens wach küsst. Sieh! — das hatte ich durchlebt und glaubte es überlebt zu haben. — Und jetzt, — wo es wieder wach geworden ist, — — verstehst Du, dass ich es trotzdem in mir begraben muss? — Glaube nicht, mein Stolz sei verletzt, weil ich mich in mir selber täuschte. — Nein, — — Du hast mich mich selbst kennen gelehrt! Es war nur wie ein kurzer Blitz und doch sah ich Alles klar. Du hast mich vieles Neue in meiner Seele finden lassen, — aber ich weiss jetzt auch, welcher Kraft ich bedarf, um mir all' dies Neue zu innerem Gewinn gestalten zn können! Im Verzicht liegt meine Kraft, und vielleicht unserer Beider Glück!

Richard, stöhnt auf:

Marie!

Marie-Louise:

Was ich an Dir that, Richard — war ja nur Aeusserliches. Und doch sahest Du Dein Glück darin. Aber dies —

Dein Glück legtest Du in mich und meine Handlungen hinein! Und die Kraft, dies immer im Leben zu thun, wird Dir bleiben. — Jetzt steht Dein Werk vor uns, — Deine Befreiung, Deine That, an der Du Dich zu immer Neuem, Grösserem emporheben wirst. — Und weil meine Zeit da ist, — gehe ich!

Richard, erschüttert:

Marie-Louise, — — das — ist doch — unmöglich!

Marie-Louise:

Aber so muss es sein. Es ist der rechte Weg.

Richard, an dem Alles in Erregung zittert:

Sind wir denn nicht Menschen? — Menschen, die glühend danach streben, ihre Wünsche, die sie wie Flammen in sich hochgeschürt haben, zur beglückenden Erfüllung heranreifen zu sehen? Und wir Beide, die eine so hohe, mächtige Lebenswelle zusammengetrieben hat, sollten das nicht erreichen dürfen? O, warum dämpfst Du meine Gefühle, meine Wünsche, diese Flammen, die sich da so heiss gebaren, die uns nur beglücken können, wenn wir sie hochlodern lassen, wenn — —

Marie-Louise:

— wenn wir sie bekämpfen, Richard! — Glauben Sie mir, — eigentlich sind Sie ein Träumer und leben am Tiefsten und ausschliesslich doch nur Ihrer Kunst. Die schenkt Ihnen auch das Beneidenswerte: Alles Zufällige, was Ihnen das Leben in den Weg wirft, vergolden zu können. Und

wenn Sie auch Anregung daraus schöpfen, — Notwendigkeit wie das Schaffen ist Ihnen das, was Sie umgiebt, nicht, — das worüber Sie mit der vorschreitenden Zeit lernen werden, sich immer höher zu erheben! Aber das Leben um Sie herum muss sich erneuen, — das, was Sie anregen soll, muss sich verjüngen. Deshalb dürfen wir nicht mehr nebeneinander gehen!

Richard:

Aber Marie, — mein Schaffen, meine Kraft: Alles bist Du ja! — Wie soll ich nur fern von Dir Atem holen können! In mir wird es leer sein. Kein Gedanke packt mich mehr und mein Leben muss im Sande verlaufen. Ich werde arm — arm sein, — denn nur Du, — — die einzige Frau — —

Marie-Louise, schmerzlich lächelnd:

Ach, lieber Freund, — Alles ändert sich. Und die Gefühle erlöschen und der Künstler ist bei Regen ein Anderer als im Sonnenlicht. Sie dürfen Niemanden um sich haben, der sich an Sie hängen müsste, um Sie für sich zu erhalten — —

Richard:

Ich fasse es nicht! Begreife es nicht! — Für wen lebst Du denn — —?

Marie-Louise:

Für meine Kinder — —

Richard:

Und nur durch diesen — — einen — Kuss — ist Alles so — so — —

Marie-Louise:

Richard, versteh' mich!

Sie kommt an ihn heran und legt ihm ihre Hand auf die Schulter.

Nicht der Kuss! Der war ja ein — Nachklang des Werkes. Aber, was ich plötzlich bei ihm empfand, das war Irdisches. Und das durfte ich nicht empfinden. — Jetzt aber handele ich recht. — Mein Leben liegt ruhig und klar vor mir ausgebreitet. Und Du musst Ehrfurcht haben — — und es mir nicht stören! Denn ich kann nur leben, wenn ich mir treu bleibe! — — Sehen Sie es ein, Richard! Zuerst wird's schmerzen. Dann aber wird Ihnen diese letzte Zeit als eine Episode erscheinen, über die Sie hinausgewachsen sind. Von der als Dokument einzig Ihr Werk noch erzählt. Dies Werk, das Ihnen das Selbstvertrauen in Ihre Kraft geben muss.

Richard:

O, Marie-Louise! Wie kann das je sein? — Mein Traum war es, meine Seligkeit, — was jetzt kaum erfüllt, zunichte werden soll — —

Marie-Louise:

Bleiben Sie stark, — lieber Freund!

Richard:

Ach — stark! Für wen?

Marie-Louise:

Sie — für sich selbst.

Richard, ist in einen Sessel gesunken:

Nichts — Nichts kann mir mehr Freude bringen —! Alles Licht — geht aus meinem Leben!

Marie-Louise:

Sie gehen Grossem entgegen, — werden Neues schaffen.

Richard:

Es kann nur noch zu einem — einem Leidenssang werden — —

Marie-Louise, streicht ihm, der beide Hände vor das Gesicht geschlagen hat, leicht tröstend über das Haar:

Sie wissen dann ja immer in der Ferne Jemanden, der Ihnen im Geiste folgt. Das müssen Sie sich genug sein lassen.

Richard, mit erstickter Stimme:

Du — Du —! Mein Schutzengel!

Es liegt ein tiefes Stillschweigen zwischen den Beiden.

Die Luft scheint schmerzreicher und doch wohlthuender Gefühle voll zu vibrieren.

Das Abenddunkel hat die Helle im Raume verschlungen.

Marie-Louise, leise:

Und jetzt will ich gehen.

Richard:

Von mir —? Und ich — — allein — in diesem kalten — hässlichen — —

Marie-Louise, auf sein Manuskript deutend:

Mit dem da — Richard!

Richard:

Ach das! — Das hat keine Seele mehr!

Marie-Louise, ernst:

Versündigen Sie sich nicht. Und vergessen Sie nie, — es hat mich glücklich gemacht — glücklich! Davon werde ich zehren.

Richard:

Und mein Glück? — Wo finde ich das jetzt?

Marie-Louise:

Sie haben es in sich beschlossen. Geben Sie Anderen viel davon.

Richard:

Kann das für mich ein Glück werden?

Marie-Louise:

Ja! — Sicher!

dann öffnet sie die Thür zur Veranda und reicht ihm die Hand:

Richard!

Richard, presst ihre Finger an seinen Mund, schwere Thränen laufen ihm über die Wangen und er hat nur noch klanglos zitternde Stimme:

Mein — Glück! Du — —! Das bleibst Du mir immer, — Marie-Louise!

Marie-Louise, leise:

Lebe wohl! Lieber! — —

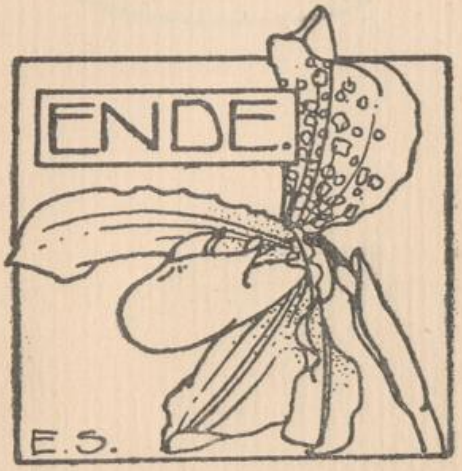
Dann entzieht sie ihm die Hand, die er ihr willenlos lässt, nickt ihm noch ein Mal ernst zu und geht langsam, ohne sich umzuwenden, den kleinen Gartenpfad hinunter.

Fassungslos, unbeweglich starrt ihr Richard mit fiebernden Augen nach.

Bald scheint die schwebende, helle Gestalt mit dem leise dämmernden Abendrot in eins zu verschwimmen.

Fern von den Türmen der Stadt schallen auf einen Schlag unzählige Glocken herüber, schwere und dumpfe und leichte, jubelnde Klänge: eine sterbende Stunde weicht einer neu daherrauschenden.

Da verschwindet die Frau in den tiefen Schatten des Parkes.



HEINR. FRESE
Bremen, Kahlenstr. 8/9.

Friedr. Eckhardt
BREMEN

V
nicht
verleihbar

Rassow,
Die
Sünderin
ohne
Schuld

b r e
713
rasf
534